Ludwig der Fünfzehnte.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

W. L. Wesché.

Zweiter Band.

Leipzig, 1850.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Ludwig der Fünfzehnte.

Zweiter Band.

I.

Der Kaiser nimmt Besitz von dem Herzogthume Parma und Piacenza. — Tod des Letzten der Medicis, des Herzogs von Berwick, des Herrn von Villars, des Herzogs von Maine, des Grafen von Toulouse. — Vertraute Gesellschaft des Königs. — Lemoine, Pivalle, Boucher, verschönern das von dem Könige gekaufte Schloß Choisy. — Ungnade des Herrn von Chauvelin. — Herr von Maurepas. — Die Schwestern der Frau von Mailly. — Die Damen von Vintimille, von Laurapuais. — Die Kammerherrenstelle des Herrn von Trémouille. — Tod der Frau von Vintimille.

Die Jahre, welche der Unterzeichnung des Friedens folgen, sind von den verschiedenen Mächten, die dabei betheiligt sind, zur Ausführung der Artikel dieses Friedens verwandt.

So nahm am 16. April der Graf von Trawe im Namen des Kaisers Besitz von Parma und Piacenza.

So nahm am 18. Januar und am 31. März Herr de la Galaizière, Requetenmeister, Besitz von dem Herzogthume Bar und dem Herzogthume Lothringen.

Am 9. Juli starb der Großherzog von Toscana, Gaston, der Eile zu haben schien, dem Römischen Reiche sein Herzogthum zurückzugeben, in seinem 66. Jahre; er ist der letzte der Medicis, deren Geschlecht zwei Hundert sieben und dreißig Jahre regiert hat. Sobald dieser Tod angezeigt war, ließ der Prinz von Craon die Senatoren dem Herzoge von Lothringen schwören.

Am 3. Februar 1739 traten der König von Sardinien, und am 21. April desselben Jahres die Könige von Spanien und beider Sicilien dem Vertrage von Wien bei.

Endlich wurde am 1. Juni der Frieden in Paris proclamirt; während dieser Zeit verschwand der Rest der Gesellschaft Ludwigs XIV., und die Gesellschaft Ludwigs XV. bildete sich.

Der Herzog von Berwick starb im Alter von 68 Jahren, der Marschall von Villars starb im Alter von 81 Jahren. Der Herzog von Maine starb im Alter von 66 Jahren, der Kardinal von Bing starb im Alter von 81 Jahren, der Graf von Toulouse im Alter von 64 Jahren, der Herr Marschall von Estrées starb im Alter von 76 Jahren, der Herzog von Mazarin starb im Alter von 79 Jahren, der Marschall von Roquelaure starb im Alter von 82 Jahren, die Prinzessin von Conti starb im Alter von 72

Jahren, endlich starb Samuel Bernard im Alter von 86 Jahren.

Es blieb aus der vorigen Zeit nur noch der Kardinal von Fleury übrig, der gleichfalls bald sterben wird.

Um den 27 bis 28 Jahre alten jungen König herum beeiferte sich die junge Generation. Der Herzog von Richelieu war davon der älteste; aber der Herzog von Richelieu hat niemals ein Alter gehabt; Richelieu war immer um den König herum, Diplomat, Gesandter, Tischgenosse, Jagdgefährte, Lehrer in der Liebe, Lehrer im Kriege; er war es, welcher dieser ganzen ausgelassenen Jugend den Ton angab, die Marivaux zum Dichter, Watteau zum Maler und Crèbillon Sohn zum Romantiker hatte.

Nach dem Herzoge von Richelieu kam der schöne La Trémouille, dessen Vertraulichkeit mit dem Könige so innig war, daß man Duchauffour deshalb verbrannt hat. La Trémouille, der während des letzten Krieges an der Spitze seiner Schwadron vom Pferde gefallen war, und der sich nur mit einer Sache beschäftigte, nämlich sein Gesicht in seinen Händen zu verbergen, um nicht entstellt zu werden; der Graf von Ayen, der zu jener ehrgeizigen Familie der Noailles gehörte, die durch Frau Maintenon fast mit Ludwig XIV. verwandt war, wie die Mortemarts durch Frau von Montespan; der mit dem Könige im vertrauten Umgange erzogene Marquis von Souvré, welcher zur Zeit seiner Krankheit ihn als vortreffliches Herz, als treuer Freund gepflegt hatte; der Marquis von Gesvres, der Marquis von Coigny, der Herzog von Nivernois, der Marquis von Antin. Endlich alle diese jungen Herren,

welche die Belagerung von Philippsburg mitgemacht, die Schlachten von Parma und von Guastalla gegen die Kaiserlichen gewonnen hatten, und die sich, mit dem Hute in der Hand, mit gefältelter Manschette, die Schleife auf der Achsel, vorbereiteten, ohne etwas von alle dem zu verderben, die Schlacht von Fontenoy gegen die Engländer zu gewinnen.

Für alle diese geistreichen, spöttischen, ausschweifenden Leute war Versailles mit seinen großen Gemächern, seinen langen Gallerien, seinem Parke mit geraden Alleen nicht mehr das, was es für die kleinen Nachtessen bedurfte; sie bedurften der kleinen Gemächer, der Salons ohne Etikette, in denen man sich auf Atlas wälzen, sich in den Spiegeln sehen, sich hören konnte, ohne daß man nöthig hatte zu schreien.

Ludwig XV. kaufte von Herrn de la Vallière Choisy; Choisy wird das Marly Ludwig XV. werden.

Nun machten sich Lemoine, Croyseveaux, Pigalle und Boucher an das Werk, die Einen, um den Marmor zu behauen, die Andern, um die Leinwand zu bedecken. Eine ganze Welt von Satyrn, von Nymphen, von Najaden, von bekränzten, bebänderten, gepuderten Hirten und Hirtinnen entstand, belebte und verbreitete sich in den Gärten, lehnten sich an die Mauern; es blieben noch die Diener, diese langweiligen Zeugen, diese plauderhaften Frondeurs. Loriot schaffte sie ab, Loriot, der geschickte Mechaniker, welcher jene Tische erfand, die man Mägde und Dienstwillige nannte, die durch den Fußboden verschwanden, indem sie die Karte der Weine, der Gerichte und der Früchte

mitnahmen, welche die Gäste wünschten, und die ganz beladen wieder erschienen, um nochmals zu verschwinden und um immer wieder zu erscheinen.

Dieser ganze junge, vergnügungssüchtige, kriegsbegierige, mehr noch nach Liebe, als nach Ehre strebende Hof war, wie man wohl begreifen wird, der Feind des alten Kardinals. Man wollte einen Versuch von der Art dessen erneuern, der zu Zeiten der Frau von Prie unter dem Herrn Herzoge von Bourbon gescheitert war; die Verschwörer waren Frau von Mailly, die immer noch regiegende Sultanin, La Trémouille und Gesvres; es handelte sich darum, Herrn von Chauvelin an die Stelle des Kardinals zu setzen.

Der Kardinal erfuhr Alles durch die Gesellschaft des Grafen von Toulouse, der ihm ganz ergeben war.

Unglücklicherweise für die Verschwörer hatte sich Herr von Chauvelin in eine schlimme Stellung versetzt.

Während des letzten Krieges war Herr von Chauvelin Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und, mit Recht oder mit Unrecht war das Gerücht im Umlaufe gewesen, daß er von Wien beträchtliche Summen erhalten hätte, damit Savoyen mißhandelt würde; wie man sich erinnern wird, hatte Karl Emanuel in der That für sein thätiges Bündniß nur zwei kleine Provinzen erhalten.

Der Kardinal sammelte alle diese unbestimmten Gerüchte, stellte sie zusammen, um einen Anklageact daraus zu machen, legte diesen Anklageact dem Rathe des Königs vor, und ließ die Ungnade des Herrn von Chauvelin decretiren.

Am 20. Februar trat Herr von Maurepas bei Herrn von Chauvelin ein, und übergab ihm folgenden Brief des Kardinal von Fleury:

„Die Freundschaft, welche ich immer für Sie gehabt „habe, mein Herr, hat mich bis jetzt zurückgehalten, Ih„nen den Stoß zuzufügen, den die Ehre, das Gewissen, „die Rechtlichkeit und das Wohl des Staates mich heute „nöthigen Ihnen zuzufügen.

„Unterz. Der Kardinal von Fleury."

Zu gleicher Zeit wartete Herr von Jumilhac an der Thür mit dem Befehle, Herrn von Chauvelin nach Gros-Bois zu führen.

Nachdem Herr von Chauvelin gestürzt, wandte sich der Kardinal gegen La Trémouille und von Gesvres; der König wollte seine beiden Freunde unterstützen, aber er mußte nachgeben. Der Kardinal verlangte die Verbannung, und die Verbannung wurde bewilligt.

Der alte Kanzler d'Aguesseau nahm das Justizministerium wieder an, Herr Amelot, Intendant der Finanzen, wurde zum Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, und Herr von Maurepas zum Staatsminister ernannt.

Ein Spottgedicht weihte dieses wichtige Ereigniß ein. Hier ist es:

Ce fut de février le vingt,
Que dès sept heures du matin
On vit galopper Maurepas,
Alleluia.

La joie éclatait dans ses yeux ;
Avec un ris malicieux,
Chez le Chauvelin il entra,
Alleluia.

L'autre lui dit en quatre mots :
Le roi redemande les sceaux.
Ce coup de foudre l'accabla,
Alleluia.

Lorsque Maurepas fut dehors,
Jumilhac apparut alors,
Ce fut le diable celui-là,
Alleluia.

Lorsque celui-ci l'aperçut,
Tout perplexe et tremblant il fut,
De son malheur il se douta,
Alleluia.

Sans répondre ni oui ni non,
Devenu doux comme un mouton,
Il les prit et les lui donna,
Alleluia.

Il faut tout à l'heure avec moi
Venir, lui dit-il, à Gros-bois,
Mon escorte vous conduira,
Alleluia.

Cet évènement, dans Paris
A réjoui grands et petits,
A l'envi chacun y chanta :
Alleluia.

(Es war am zwanzigsten Februar, daß man von sieben Uhr Morgens an Herrn Maurepas galoppiren sah, Alleluja. — Die Freude glänzte aus seinen Augen; mit einem boshaften Lächeln trat er bei Chauvelin ein. — Der Andere sagte ihm mit wenig Worten: der König verlangt die Siegel zurück. Dieser Donnerschlag beugte ihn nieder. — Als Maurepas sich entfernt, erschien Jumilhac nun, dieser war der Teufel. — Als dieser ihn erblickte, war er ganz verwirrt und zitternd, er dachte sich sein Unglück. — Ohne weder ja noch nein zu antworten, sanft wie ein Lamm geworden, nahm er die Siegel und gab sie ihm. — Sie müssen auf der Stelle mit mir nach Grosbois gehen, meine Bedeckung wird sie führen. — Dieses Ereigniß hat Groß und Klein in Paris erfreut, Jedermann sang um die Wette: Alleluja!)

In der That, Paris singt immer, wenn es einen Sturz gibt, sei es nun, daß Etwas oder daß Jemand fällt.

Frau von Mailly war die einzige, an der sich der Kardinal nicht gerächt hatte; das kam daher, weil der Kardinal, die Augen auf den König geheftet, einsah, daß Ludwig XV. bald das Uebrige rächen würde.

In der That, kaum dreißig Jahre alt, war Ludwig XV. bereits einen Theil der Lebensfreuden überdrüßig. Ludwig XV. war gegen die Jagd abgestumpft, Ludwig XV. war gegen die Tafel abgestumpft, Ludwig XV. war gegen das Spiel abgestumpft, Ludwig XV. langweilte sich in Mitte seines geistreichen, eleganten, sinnlichen und duftigen Hofes, Ludwig XV. war traurig, er scherzte über den

Tod, den er fürchtete; eine einzige Sache konnte Ludwig XV. wieder beleben, der alle Veränderungen, ausgenommen eine einzige, abgenutzt hatte, den Wechsel in der Liebe.

Auch diesen werden wir ihn, wie die andern, erschöpfen sehen.

Unter den vier Schwestern der Frau von Mailly befand sich eine, welche nach einem sonderbaren Rufe strebte; er bestand darin, die Gunstbezeugungen des Königs mit ihrer Schwester zu theilen, sich des Herzens Ludwigs XV., dann seines Geistes zu bemächtigen und dazu zu gelangen, den ersten Minister zu stürzen und Frankreich zu regieren.

Diese Schwester, welche noch nicht verheirathet war, war Mademoiselle von Nesle, sie hatte ihr dreiundzwanzigstes Jahr begonnen und bewohnte die Abtei Port-Royal.

Sie war indessen nicht hübsch; sie täuschte sich nicht über ihr Gesicht und wußte, daß der König die häßlichen Frauen nicht leiden könnte; aber sie hatte Erfindungsgabe, einen abenteuerlichen und kühnen Charakter, und dadurch, daß sie beständig wünschte, war sie dazu gelangt, zu glauben.

Sie schrieb daher auch an eine ihr befreundete Stiftsdame, Namens Frau von Dray:

„Ich werde meiner Schwester von Mailly Brief auf Brief senden, sie ist gutmüthig, sie wird mich zu sich berufen. Ich werde mich von dem Könige lieben lassen, ich werde Fleury fortschicken und Frankreich regieren.“

Alles gelang anfangs den Wünschen der Mademoiselle von Nesle gemäß. Frau von Mailly ließ sich durch ihre Briefe rühren, die ihr alle die Langeweile des Klosters

schilderten; sie ließ die arme Klausnerin zu sich kommen. Mademoiselle von Nesle richtete alle ihre Batterien. Ludwig XV., der sich mit dreißig Jahren langweilte, wie sich Ludwig XIV. mit siebenzig Jahren gelangweilt hatte, fand eine Zerstreuung in dem Verstande der Neugekommenen, und als Frau von Mailly die Pläne ihrer Schwester gewahr wurde, war es bereits zu spät, um sich ihnen widersetzen zu können.

Nun faßte Frau von Mailly den Entschluß, der Liebe des Königs beizustehen, statt sie zu bekämpfen; außerdem liebte sie den König so sehr, daß sie es vorzog, ihn zur Hälfte zu besitzen, als ihn gänzlich zu verlieren. Außerdem hoffte Frau von Mailly, daß diese Gefälligkeit unbekannt bleiben würde, aber das war nicht der Zweck der Mademoiselle von Nesle; sie spielte ihre Rolle so gut, daß der König einigen Hofleuten sein Glück mittheilte, so daß nach Verlauf von drei Monaten das Geheimniß der armen Frau von Mailly das des ganzen Hofes war.

Nur handelte es sich, da die Sache bekannt war, darum, Mademoiselle von Nesle zu verheirathen; der König war sehr fruchtbar, und es konnte sich ein Zufall ereignen, der alle Welt in Verlegenheit gesetzt hätte; man suchte daher für die neue Favoritin einen Gatten.

Man warf die Augen auf Herrn von Vintimille, dem Sohne eines Neffen des Erzbischofes von Paris, denselben, der eine wichtige Rolle in der Angelegenheit der Verzückten des Friedhofs des heiligen Medardus gespielt hatte; der Onkel wollte Kardinal werden. Herr von Tencin war so eben ernannt worden, und hatte eben keine andern Rechte

auf den Hut, als die, welche Herr von Vintimille im Begriffe stand, zu erlangen. Man versprach zwei Mal Hunderttausend Livres Mitgift und die Stelle als Palastdame für die Zukünftige, sechs Tausend Livres Jahrgehalt und eine Wohnung in Versailles für den Gatten. Man sagte weder ja, noch nein in Bezug auf den Kardinalshut, und der Erzbischof ließ es nicht allein geschehen, sondern segnete selbst die Ehe seines Neffen ein.

Aber es war nicht Alles, Mademoiselle von Nesle einen untergeschobenen Gatten zu geben, man mußte am Abend der Hochzeit selbst sich das Vergnügen gewähren, ihn zu ersetzen. Die Sachen wurden auf folgende Weise eingerichtet: Mademoiselle, eine gefällige Prinzessin, lieh ihren Pallast von Madrid den jungen Eheleuten; der König ging seiner Seits mit Mademoiselle von Clermont und den Damen von Chalais und von Talleyrand nach La Muette, um dort zu Nacht zu essen. Dann, als man vermuthete, daß das Hochzeitsmahl beendigt wäre, schlug der König einen Besuch im Hotel Madrid vor; man stieg zu Wagen und kam in Madrid an; Alles war dort in der besten Ordnung, und schien sich dort in den vollständigsten ehelichen Bedingungen zutragen zu sollen. Der König setzte sich an's Spiel, und spielte bis um Mitternacht Cavagnole; um Mitternacht sprach man davon, die Verheiratheten zu Bett gehen zu lassen, aber der König erklärte, bis an's Ende liebreich sein zu wollen; er begleitete dem zu Folge die Gatten in das Schlafzimmer und reichte Vintimille das Hemd, was eine der größten Ehrenbezeugungen war, welche der König erweisen konnte; von diesem

Augenblicke an ist nichts mehr recht klar. Ein Mann kehrte nach dem Schlosse La Muette zurück, um dort zu schlafen, aber die Frau Marschallin von Estrées, welche am selben Abende von Madrid entfloh und auf dem Schlosse Bagatelle schlief, Frau von Ruffée, die es ebenso machte und nach Paris entfloh, behaupten, daß nicht der König sich entfernte, und Vintimille blieb, sondern daß im Gegentheile der König blieb, und Vintimille sich entfernte.

Wie dem auch sein möge, der König wohnte am folgenden Morgen der Toilette der Frau von Vintimille bei, und Nachmittags stellte Mademoiselle dem Könige die ganze Familie Vintimille vor.

Von diesem Augenblicke an genoß die ganze Familie die größte Gunst; die drei andern Schwestern der Frau von Mailly und der Mademoiselle von Nesle, Frau von Lauraguais, Frau de la Tournelle und Frau von Flavacourt wurden vorgestellt. Der alte Marquis du Luc benutzte die Gunst seiner Schwiegertochter, um in den Kutschen des Königs zu fahren, eine Ehre, auf welche er übrigens großes Recht hatte. Vintimille war endlich bei allen Parthieen, bei allen Nachtessen und bei allen Choisys, wie man ehedem unter Ludwig XIV. bei allen Marlys war.

Nun verfolgte Frau von Vintimille ihr Ziel durch ihre Schwester, Frau von Mailly, welche ihr diente und sie ergänzte, sie bemächtigte sich des Königs durch den Geist und durch die Sinne, ließ ihn ihren langen Hals, ihre dicke Gestalt und ihren unbeholfenen Gang vergessen; der König gehörte ihr, ganz ihr, und wie sie es ihrer Freundin, der Stiftsdame geschrieben hatte, war die Nonne

von Port=Royal bereits im Stande, gegen den Kardinal zu kämpfen und begann Frankreich zu regieren.

Inzwischen trug sich ein Ereigniß zu, das jedem den Maßstab ihrer Gewalt gab.

Der schöne Herzog de la Trémouille starb an den Blattern. Der schöne Herzog war sehr von seinen Jugendirrthümern zurückgekommen, wenn jedenfalls seine Jugend die Irrthümer gehabt hatte, welche man ihr zuschreibt, er hatte sich in seiner Ungnade auf das Vortrefflichste benommen, und von Ludwig XV. dem alten Kardinal geopfert, hatte er Abschied von dem Könige genommen, indem er ihm in's Gesicht sagte: Sire, Sie sind nicht mehr würdig, mein Freund zu sein.

Seine Stelle als Kammerherr war die einzige, welche er behalten hatte.

Er war verheirathet und betete seine Frau an; sie hatten sich gegenseitig versprochen, sich für den Augenblick zu trennen, wenn der Eine oder die Andere von den Blattern befallen würde, welche weder der Eine noch die Andere gehabt hatte.

Frau de la Trémouille wurde davon befallen, da sie aber selbst die Krankheit nicht kannte, an welcher sie litt, so benachrichtigte sie ihren Gatten nicht davon, welcher, obgleich von dem Arzte vor der Gefahr gewarnt, die er liefe, bei ihr bleiben und fortfahren wollte, sie zu pflegen.

Die Herzogin genaß, aber der Herzog wurde nun auch krank und starb.

Das war eine Trauer unter allen Frauen von Paris; der Herzog wurde wie das Muster eines Gatten beweint,

und fast wie ein Märtyrer ehelicher Treue heilig gesprochen. Es war die Rede davon, ihm durch Unterschrift einen Tempel zu errichten.

La Trémouille hinterließ bei seinem Tode eine Tochter und einen Sohn von vier Jahren.

Die Herzöge von Aumont, von Gesvres und von Mortemart, deren College La Trémouille als Kammerherr war, verlangten für dieses Kind die Anwartschaft auf die Stelle seines Vaters.

Frau von Mailly und von Vintimille bewarben sich darum für den Herzog von Luxemburg.

Der Kardinal von Fleury wünschte seinen Neffen ernennen zu lassen.

Der alte Minister hatte dem zu Folge einen jener Winkelzüge angewandt, welche ihm eigenthümlich waren.

Er war zu dem Könige gegangen und hatte ihm gesagt:

—Sire, alle meine Freunde dringen in mich, Eure Majestät um die Stelle für meinen Neffen zu bitten, aber er ist bereits so mit Wohlthaten überhäuft, daß ich, statt Ihnen Jemand meiner Familie zu empfehlen, wie man mich auffordert, Sie um die Anwartschaft der Stelle des Herzogs von La Trémouille für seinen Sohn zu bitten komme.

—Und Sie haben Recht, Herr Kardinal, hatte der König geantwortet, ich selbst hatte an Ihren Neffen gedacht, aber ich habe überlegt, daß eine solche Gunst, indem sie ihm zu viele Feinde machte, ihm weit eher nachtheilig, als nützlich sein würde.

Der Kardinal blieb stumm vor Erstaunen, er war auf diese Antwort nicht gefaßt.

Nun sah er den Kampf ein, der sich anspinnen würde, er hatte die beiden Maitressen des Königs gegen sich; nicht zwei Frauen, die er durch die Eifersucht entzweien konnte, sondern im Gegentheile zwei Schwestern, welche von dem Augenblicke an, wo sie über die Eifersucht hinausgegangen waren, nur noch ein gleiches Interesse hatten, nämlich den königlichen Geliebten für sich beide zu behalten, nachdem jede von ihnen, seit der Annahme der andern, daran verzweifeln mußte, ihn für sich allein zu behalten.

Indem er daher für seinen Neffen nicht mehr zu bitten wagte, capricirte sich der Kardinal auf den kleinen La Trémouille, wobei er dem Könige erklärte, daß er der Mutter sein Wort verpfändet hätte, und daß, wenn Seine Majestät ihn zwänge, sein Wort zn brechen, er nur noch den König um seinen Abschied zu bitten hätte, da er wohl sähe, daß er nutzlos würde.

Uebrigens, fügte er hinzu, verlangte sein hohes Alter Schonung und seine Gesundheit Ruhe.

Hierauf zog sich der Kardinal, seiner Gewohnheit gemäß, nach Issy zurück.

Der Kardinal wußte, daß seine Hauptgewalt seine Abwesenheit war.

Als er sich zurückgezogen, handelten die dabei Interessirten nach ihrem Gefallen.

Frau von Mailly und Frau von Vintimille fuhren fort, Herrn von Luxemburg vorzustellen.

Von den drei Kammerherren unterstützt, stieß Frau

von La Trémouille lautes Geschrei zu Gunsten ihres Sohnes aus.

Der Neffe des Kardinals hatte Niemand für sich, als seinen abwesenden Onkel.

Die erste Regung Ludwig XV. war eine Regung des Widerstandes gegen den Kardinal.

In dieser ersten Regung ergriff er die Feder und schrieb ihm, daß er untröstlich sein würde, von ihm eine Arbeit zu verlangen, welche seiner Ruhe nachtheilig sein könnte, indem er hinzufügte, daß, wenn seine Gesundheit durchaus erheischte, daß er sich zurückzöge, er ihm die Erlaubniß dazu gäbe.

Dann, als der Brief geschrieben, steckte ihn der König in seine Tasche, indem er sich vornahm, ihn zu seiner Stunde abzusenden.

Inzwischen hatte der Kardinal der Frau von Vintimille eine Eröffnung machen lassen. Wie der römische Gesandte, hatte der Abgesandte des Herrn von Fleury den Frieden oder den Krieg überbracht; Frau von Vintimille hatte einen Augenblick lang überlegt, indem sie dann die Schwäche des Königs berechnete, sich erinnerte, daß sie vierundzwanzig und der Kardinal neunzig Jahre alt wäre, hatte sie sich überzeugt, daß es besser sei, Zeit zu gewinnen und den Tod zum Verbündeten zu nehmen, der nicht lange ausbleiben konnte.

Da nun aber der König seit einiger Zeit abwechselte, da die nächste Nacht Frau von Mailly vorbehalten war, so ging sie zu ihrer Schwester.

— Liebe Schwester, sagte sie zu ihr, wir haben keinen

Augenblick zu verlieren, um uns wieder mit Herrn von Fleury auszusöhnen; vielleicht würden wir dieses Mal den Sieg über den Kardinal davon tragen, aber früh oder spät wird er wieder an die Gewalt kommen und uns fortjagen lassen. Du bringst die nächste Nacht mit dem Könige zu, richte es daher ein, daß der Neffe des Kardinals morgen ernannt wird.

Unglücklicherweise war Frau von Mailly nicht die Frau, deren es für Ränke solcher Art bedurfte; da sie den König um seiner selbst willen liebte, wie La Vallière Ludwig XIV. geliebt hatte, so verlangte sie nur Eines, nämlich daß, da sie sich nicht in die Politik mischte, die Politik gleichfalls sich nicht um sie bekümmere.

Nachdem sie ihrer Schwester Alles versprochen, erfüllte sie daher auch, als der Abend herbeigekommen war, keine ihrer Versprechungen. Sie hatte sich noch schöner, als gewöhnlich gemacht, sie hatte Blumen und Diamanten in ihre Haare geflochten, aber Ludwig XV. hatte in diesen Blumen und in diesen Diamanten ein Bestreben der Gefallsucht zu Gunsten der Liebe, und nicht zu Gunsten der Politik gesehen.

Frau von Mailly schlief ein, ohne gegen den König weder über den jungen La Trémouille, noch über Herrn von Luxemburg, noch über den Neffen des Kardinals den Mund aufgethan zu haben.

Aber der gequälte König schlief nicht; er fühlte sein Leben durch das Schmollen seines ehemaligen Lehrers beunruhigt, er sah diese Arbeit der europäischen Correspondenz, um die er sich niemals recht bekümmert hatte, auf

sich zurückfallen; er errieth die fürstlichen Anmaßungen, gegen welche er würde kämpfen müssen, sobald der alte Minister nicht mehr da wäre, um der Intrigue, wie Gott dem Meere, zu sagen: Bis hierher und nicht weiter. Er war daher einfach und allein, halb liegend auf das Bett gestützt, und indem er diesen Kopf betrachtete, an welchem die Rosen sich in harmonischen Farben mit dem Puder, und in Mitte des Puders und der Blumen die zitternden Diamanten wie Thautropfen miteinander verschmolzen.

Das Athemholen entschlüpfte dem Munde der schönen Schläferin in regelmäßigen und abwechselnden Hauchen.

Der König weckte sie wieder.

Das erste, was Frau von Mailly überraschte, als sie die Augen aufschlug, war das schwermüthige Aussehen Ludwigs XV.

—O! mein Gott! rief sie aus, was hat denn Eure Majestät?

Der König stieß einen Seufzer aus.

—Ich bin sehr gequält, meine Liebe, sagte er.

—Und in welcher Beziehung, Sire?

—In Bezug auf alles das, was vorgeht.

Frau von Mailly erinnerte sich des am Morgen ihrer Schwester gegebenen Versprechens; die Eröffnung, welche ihr der König machte, war gut, sie wagte es, darauf einzugehen.

—Was geht denn so Wichtiges vor, Sire? fragte Frau von Mailly, indem sie ihr liebenswürdigstes Lächeln zeigte.

— Ei, Sie wissen es wohl, Böse, sagte der König, da Sie eine der Personen sind, welche mich quälen.

— Ich, Sire! rief Frau von Mailly aus.

— Ja, Sie; jedenfalls; fuhr der König seufzend fort, sind wir jetzt unseres Sittenrichters entledigt.

— Welches Sittenrichters?

— Des Kardinals.

— Des Kardinals entledigt, Sie, Sire? o mein Gott!

Und Frau von Mailly richtete sich wie erschreckt auf dem Bette auf.

— O! mein Gott, ja, der Brief ist geschrieben.

— Welcher Brief, Sire?

— Der Brief, in welchen ich ihm seinen Abschied gebe.

— Ja, aber er ist nicht abgegangen, nicht wahr, Sire? fragte Frau von Mailly.

— Meiner Treue, das ist ganz dasselbe, da . . . .

— Da?

— Da er dort auf Ihrem Kamine liegt.

Und indem er diese Worte sagte, blickte der König Frau von Mailly mit fast bittender Miene an.

— Sire, sagte diese, Jedermann weiß, daß Eure Majestät der Herr ist; Jedermann weiß, daß sie das Recht hat, das zu wollen, was sie will; dem zu Folge hat Eure Majestät Niemand Rechenschaft abzulegen. Frau von Mailly setzte einen ihrer kleinen Füße auf den Fußboden.

— Wo gehen Sie denn hin? fragte der König.

— Herr von Fleury ist ein guter und vortrefflicher Minister, dem Gott ein langes Leben bewilligt hat, weil

Gott glaubt, daß seine Tage dem Könige und Frankreich nützlich sein können.

—Das ist Ihre Meinung, nicht wahr, meine Liebe? sagte der König.

—Das ist so sehr meine Meinung, sagte Frau von Mailly, daß . . .

—Ach! mein Gott! rief der König aus, Sie verbrennen meinen Brief an den Kardinal.

—Ja, Sire, aber hier ist eine Feder, Dinte und Papier, und Sie werden ihm schreiben.

—Wie! was soll ich ihm schreiben?

—Daß Sie seinen Neffen zu der Stelle als ersten Kammerherrn annehmen.

Das Gesicht des Königs strahlte vor Vergnügen.

—Aber was wird Frau von La Trémouille sagen? was werden die andern Kammerherrn sagen?

—Ich weiß nicht, was sie sagen werden, aber auf das, was sie sagen, werden Sie antworten, daß meine Schwester und ich für Herrn von Luxemburg waren, und daß der Beweis, daß Sie der Herr sind, daß der Beweis, daß Sie der König sind, ist, daß Sie uns, meine Schwester und mich, wie die andern abgewiesen haben, und um Ihren Worten alles Gewicht zu geben, werden wir . . .

—Nun denn!

—Werden wir Ihnen schmollen.

—Sie werden mir schmollen?

—O! am Tage, wohlverstanden. Hier sind Federn, Dinte und Papier, schreiben Sie, Sire.

—O! rief der König aus, indem er sich Frau von

Mailly zu Füßen warf, Sie sind eine anbetungswürdige Frau.

Und er schrieb einen Brief, nicht an den Kardinal, sondern an seinen Neffen, einen Brief, in welchem er ihm meldete, daß er zum Kammerherrn mit einer Bestallung von vier Mal Hunderttausend Livres ernannt wäre.

Als Herr von Fleury, der nichts weniger als das erwartete, am Morgen diesen Brief empfing, eilte er zu seinem Onkel nach Issy, indem er ihm den Brief des Königs zeigte und ihn inständigst bat, Seiner Majestät zu danken; aber der Kardinal, welcher immer, wenn eine Gunst auf seine Familie fiel, das Ansehen haben wollte, gebundene Hand zu haben, begnügte sich, seinem Neffen zu antworten: Ich verbiete Ihnen, etwas Anderes zu sagen, als daß ich den König nicht gesehen und die Anstellung habe zurücknehmen lassen.

—Aber, antwortete der Herzog von Fleury, ich habe dem Könige bereits persönlich geantwortet, um ihm zu danken.

—Und um es anzunehmen, rief der Kardinal mit einem Ausdrucke der Verzweiflung aus, durch den selbst sein Neffe getäuscht wurde.

—Ohne Zweifel, um es anzunehmen, äußerte der Herzog, ich wäre sehr undankbar gewesen, eine Gunst auszuschlagen, nach der so viele streben.

—Nun denn! sagte der Kardinal mit einem tiefen Seufzer, da bin ich jetzt mit dem Herrn Prinzen compromittirt.

Und er erhob die Augen und die Hände gen Himmel,

indem er dabei seine Kutsche verlangte, um nach Paris zurückzukehren.

Als er Herrn von Fleury wieder sah, erzählte ihm Ludwig XV. Alles, und da er, schwach wie er war, nicht das Ansehen haben wollte, der Verbannung nachzugeben, mit der ihn der Kardinal bedroht hatte, so sagte er ihm, daß er den dringenden Bitten der Frau von Mailly und der Frau von Vintimille die Ernennung seines Neffen verdanke.

Der Kardinal schien dafür den beiden Schwestern unendlich dankbar, aber er war im Grunde nicht weniger durch den Gedanken verletzt, daß sein persönliches Ansehen in dem Grade abnähme, daß er der Mitwirkung der beiden Maitressen des Königs bedürfte, um seinem Neffen eine Stelle erlangen zu lassen.

Erzählen wir jetzt die Thatsachen ohne Bemerkungen:

Diese Ernennung hatte im Laufe des Juni 1741 stattgefunden.

Am folgenden 8. August wurde Frau von Vintemille von dem Fieber befallen.

Sie war seit acht Monaten schwanger.

Gezwungen nach Paris zurückzukehren, ließ der König Frau von Vintimille mit ihrer Schwester, Frau von Mailly, und den Damen ihrer gewöhnlichen Gesellschaft in Choissy.

Es fand ein Gebrauch, oder vielmehr ein Gesetz statt, welches den Gatten verbot, ihre Frauen zu begleiten, wenn sie der König nach Choissy führte. Das ist sonderbar, aber dem war so.

Freilich war in Ermangelung des Herrn von Vintimille, Herr von Grammont, Herr von Choigny, von Agen und die beiden Brüder Meuse da, welche zu dem kleinen vertrauten Umgange des Königs gehörten, um diesen Damen Gesellschaft zu leisten.

Man ließ Frau von Vintimille zwei Male zur Ader.

Diese Krankheit schien den König weit verliebter in Frau von Vintimille zu machen, als er es je gewesen war; am Abend vor der Entbindung richtete er sich in ihrem Zimmer ein, und blieb darin bis um zwei Uhr Morgens.

Um neun Uhr Morgens wurde Frau von Vintimille von einem schönen und starken Knaben entbunden, den er in seine Arme nahm und nachher auf ein Kissen von karmoisinrothen Sammet legte. Dann, nachdem er ihn geküßt und bewundert hatte, ließ er ihn unter dem Namen Ludwig die Nothtaufe geben, den späterhin seine Kameraden in den des halben Ludwig verwandelten.

Der König war so glücklich, daß er mit Frau von Vintimille zu Mittag essen wollte; die Herzöge von Agen, von Villeroy und der der beiden Meuses, welcher sein innigster Vertrauter war, wurden zu dem Mittagessen eingeladen.

Am Abend empfing er bei Frau von Vintimille nicht allein den Erzbischof von Paris, sondern auch Herrn von Vintimille und seinen Vater.

Es galt dafür, daß Herr von Vintimille seine Gattin und seinen Sohn besuchte.

Frau von Vintimille war so glücklich entbunden wor-

den, daß sie eine Stunde nach ihrer Entbindung geheilt schien, aber am folgenden 9. September wurde sie, ohne daß irgend etwas dieses schreckliche Ereigniß hätte voraussehen lassen können, plötzlich von so heftigen Leibschmerzen befallen, daß sie unter lautem Geschrei, nicht nach einem Arzte, sondern nach einem Beichtvater rief.

Der König ließ seiner Seits seine beiden Aerzte Silva und Sénac von Paris holen.

Aber weder der Eine, noch der Andere kamen zeitig genug an, sie starb in den Armen des Beichtvaters ohne Sakramente; kaum hatte der Priester Zeit gehabt, ihr die Absolution zu geben.

Während dieser Unterhaltung von einer halben Stunde, welche sie mit ihm gehabt hatte, hatte Frau von Vintimille den frommen Mann beauftragt, Frau von Mailly ihren letzten Willen zu überbringen, er beeilte sich daher, diese letzte Anempfehlung seines Beichtkindes zu erfüllen, als er selbst bei seinem Eintritte zu Frau von Mailly todt zu Boden sank, ohne Zeit zu haben, ein einziges Wort auszusprechen.

Diese Nachricht traf Ludwig XV. mit einem so schrecklichen Schlage, daß er sich zu Bett legte, indem er Jeder Mann seine Thüre verbieten ließ. Die Königin verlangte einzutreten, aber das selbst für sie beibehaltene Verbot wurde nur zu Gunsten des Grafen von Noailles aufgehoben.

Was Frau von Mailly anbelangt, so verließ sie ganz in Thränen zerfließend und halbnackend ihr Zimmer, und warf sich auf das Bett der Frau von Estrées.

Der König hatte nur einen einzigen Befehl gegeben, indem er sich in seine Wohnung einschloß, nämlich, daß man das Porträt der gestorbenen Frau von Vintimille anfertigte.

Vergiftungs-Gerüchte hatten sich auf der Stelle verbreitet und einen solchen Bestand angenommen, daß der König wollte, daß die Leiche geöffnet würde.

Aber es wurde Nichts von dem Protokolle der Leichenöffnung ruchbar; nur, da die Leiche, obgleich kaum seit vier Stunden todt, einen großen Gestank verbreitete, so brachte man sie in einen Schoppen, wo sie während länger als drei Stunden der Neugierde der Vorüberkommenden ausgesetzt blieb.

Welches seltsame Schicksal der Tod, die Oeffnung und die Ausstellung der Leiche dieser Frau war, die am Tage zuvor mit Blumen, Spitzen und Diamanten bedeckt, den Neid des ganzen Hofes erregte.

Der König war vernichtet, Frau von Mailly, die gut war und die ihre Schwester von ganzer Seele liebte, verlangte sie mit lautem Geschrei von Gott zurück; eine ihrer Schwestern eilte herbei, um sie zu trösten, das war die jüngste von allen, Frau von Lauraguais.

Frau von Mailly, welche glaubte, nur noch durch Frau von Vintimille mit dem Könige in Verbindung zu stehen, hatte gefürchtet, daß dieser Tod den König von ihr entfernen möchte; aber dem war nicht so; der König übertrug im Gegentheile alle seine Zuneigungen auf sie, gab Meuse eine Wohnung über der seinigen, aber unter der Bedingung, daß Meuse nur über das Vorzimmer und

den Speisesaal verfügen würde, während Frau von Mailly in der Wirklichkeit über das übrige verfügte.

Nach Verlauf von acht Tagen bezog Frau von Mailly diese Wohnung mit ihrer Schwester, Frau von Lauraguais, und es hing nur von dem Könige ab, nicht zu bemerken, daß die arme Frau von Vintimille gestorben war.

Aber, für einen Augenblick lang zerstreut, gelang es dem Könige nicht, die Erinnerung an diese entsetzliche Katastrophe aus seinem Geiste zu verbannen.

II.

Tod der Frau von Mazarin. — Die Damen de la Tournelle und von Flavacourt. — Ihre Ausweisung aus dem Hotel Mazarin. — Entschluß der Frau von Flavacourt. — Die Sänfte. — Herr von Gesvres. — Der König gibt der Frau von Flavacourt eine Wohnung. — Man sucht Frau de la Tournelle. — Frau von Flavacourt weist die Huldigungen des Königs zurück. — Liebschaft des Herrn von Agenois und der Frau de la Tournelle. — Der Herzog von Richelieu begünstigt die Neigung des Königs für die Marquise. — Intrigue gegen Herrn von Agenois. — Frau de la Tournelle capitulirt. — Ungnade der Frau von Mailly. — Die Predigt des Vaters Renaud. — Demuth der Frau von Mailly. — Letzte Augenblicke des Herrn von Fleury.

Am 12. September 1742 starb Frau von Mazarin.

Sie war die Großmutter von Mademoiselle von Nesle.

Von den fünf Schwestern war eine, Frau von Mailly, seit 1732 die Maitresse des Königs.

Die andere, Frau von Vintimille, war gestorben, wie wir gesehen haben.

Die dritte, Frau von Lauraguais, hatte, wie man sagte, Frau von Vintimille ersetzt.

Es blieben noch die Frau de La Tournelle und Frau von Flavacourt, die nicht einmal vorgestellt waren.

Diese beiden Damen befanden sich bei ihrer Großmutter, der Frau von Mazarin.

Aber als Frau von Mazarin starb, ließ Herr von Maurepas, in seiner Eigenschaft als Erbe der Frau von Mazarin, von seiner Frau dazu aufgehetzt, den beiden Schwestern andeuten, daß sie das Hotel auf der Stelle zu verlassen hätten.

Frau de la Tournelle war Wittwe; der Gatte der Frau von Flavacourt stand bei der Armee.

Die beiden Damen befanden sich daher ohne Stütze.

Als sie diese Eröffnung des Herrn von Maurepas erhielt, stieß Frau de la Tournelle lautes Jammern aus.

Frau von Flavacourt antwortete im Gegentheile:

— Ich bin jung, ich bin ohne Vater und ohne Mutter; mein Gatte ist abwesend, meine Verwandten verlassen mich, der Himmel wird mich ohne Zweifel nicht verlassen.

Nach diesem Urtheile, das ganz zur Ehre der Vorsehung war, bestellte Frau von Flavacourt eine Sänfte, setzte sich hinein, ließ sich nach Versailles tragen, und in dem Hofe der Minister angelangt, ließ sie sich auf den Boden setzen, befahl die Tragstangen herauszuziehen, und schickte die Träger fort.

Viele gingen vorüber, ohne sich um diese Sänfte zu bekümmern. Einige verwunderten sich darüber, aber ohne daß sie die, welche darin saß, zu fragen wagten, was sie dort mache; endlich kam der Herzog von Gesvres vorüber, machte den Schlag auf und rief ganz verwundert aus:

—Ei! Frau von Flavacourt, durch welches Abenteuer befinden Sie sich da? aber wissen Sie wohl, daß Ihre Frau Großmutter gestorben ist?

—Und Sie, Herr Herzog, antwortete Frau von Flavacourt, wissen Sie wohl, daß Herr von Maurepas und seine Frau meine Schwester und mich wie Abenteurerinnen fortgejagt haben; sie fürchten ohne Zweifel, daß wir ihnen zur Last fallen möchten. Meine Schwester de la Tournelle ist, ich weiß nicht wohin gegangen; was mich anbetrifft, so bin ich hier in den Händen der Vorsehung.

Der Herzog von Gesvres erstaunt über das Abenteuer, grüßte Frau von Flavacourt, indem er sie bat, einige Augenblicke in Geduld zu warten, und zu dem Könige eilend, führte er ihn an das Fenster und zeigte ihm in dem Hofe der Minister diese einsame Sänfte.

—Nun denn, fragte der König, was zeigen Sie mir da?

—Der König sieht diese Sänfte.

—Ohne Zweifel, ich sehe sie.

—Nun denn, sie enthält Frau von Flavacourt.

—Frau von Flavacourt ganz allein in dieser Sänfte! rief der König aus.

—Ganz allein, Sire.

—Aber wer hat sie denn dorthin gesetzt?

—Ihr erfinderischer Kopf.

—Erklären Sie sich, Herzog.

—Nun denn, Sire, sie ist von Herrn von Maurepas aus dem Hause ihrer Großmutter fortgejagt worden, und sie hat geglaubt, sich unter den Schutz Gottes und...

—Und . . .

—Und des Königs stellen zu müssen, Sire.

Ludwig XV. begann zu lachen.

—Eilen Sie, sie zu holen, sagte er, man möge ihr eine Wohnung geben und auf der Stelle ihre Schwester de la Tournelle aufsuchen.

Der Herzog von Gesvres ließ sich dies nicht zwei Male sagen, er ging eilig hinab, ergriff Frau von Flavacourt bei der Hand, und ging mit ihr wieder zu dem Könige hinauf.

Der König gab ihr die ehemalige Wohnung der Frau von Mailly in dem neuen Flügel, und versprach ihr die Stelle als Palastdame. Was Frau de la Tournelle anbelangt, so führte man sie in die Wohnung des Herrn von Vauréal, Bischof von Rennes.

Frau de la Tournelle und Frau von Flavacourt waren die schönsten der fünf Schwestern.

Dem Könige entging diese Schönheit nicht. Er hatte eine Neigung für die Fräulein von Nesle, und er begann den beiden neuen Hausgenossen den Hof zu machen, welche die Härte des Herrn und der Frau von Maurepas ihm zugeführt hatten.

Herr und Frau von Maurepas beschlossen gleichfalls,

als sie die Aufmerksamkeit sahen, welche der König den beiden Schwestern widmete, sich ihnen wieder zu nähern; aber es gelang ihnen nur bei Frau von Flavacourt, einer guten Frau von liebenswürdigem Gemüthe, ein Herz ohne Groll, welche erklärte, daß von ihrer Seite Herrn und Frau von Maurepas Alles verziehen wäre, wenn sie den geringsten Schritt bei ihr thäten.

Aber dem war ganz anders bei Frau de la Tournelle, welche ihnen einen tüchtigen Haß schwor und gegen sie bewahrte.

Sehen wir übrigens, wie es mit diesen beiden Damen in dem Augenblicke stand, wo der König zu gleicher Zeit die Augen auf Frau von Flavacourt und auf Frau de la Tournelle richtete.

Wie wir gesagt haben, befand sich der Gatte der Frau von Flavacourt bei der Armee; aber obgleich abwesend, war er von seiner Frau sehr geliebt, welche gleich Anfangs dem Könige zu verstehen gab, daß sie ihren Gatten selbst nicht für einen König verrathen würde.

Frau de la Tournelle war Wittwe, aber in diesem Augenblicke beschäftigt. Sie hatte den Grafen von Agenois, den Sohn des Herzogs von Aiguillon und Neffen des Herrn von Richelieu zum Geliebten.

Demnach war es auch Herr von Richelieu, an den Ludwig XV. sich wandte, da er in seiner Eigenschaft als Großonkel allen Einfluß auf den jungen Grafen haben mußte.

Aber der Herzog meinte, daß es besser sei List, statt Ueberredung anzuwenden. Er sandte eine Dame des Ho-

fes an den Grafen von Agenois mit dem Auftrage ab, den Grafen zu verführen.

Während dieser Zeit sah die nach Versailles zurückgezogene Frau de la Tournelle nur die Personen, welche ihr der König zu sehen erlaubte, und der Graf von Agenois gehörte nicht zu der Zahl dieser Personen.

Aber Frau de la Tournelle leistete darum nichts destoweniger Ludwig XV. Widerstand, dem sie ihre Liebe für den Grafen gestanden hatte, von dessen Treue sie überzeugt war.

Zu dieser Zeit begann Herr von Richelieu sein Werk. Die Syrene, welche er an seinen Neffen abgesandt hatte, machte täglich Fortschritte in dem Herzen des Grafen, dessen Absonderung ihn ohne Waffen überlieferte. Aber nun heuchelte die Dame eine Abwesenheit, man versprach sich zu schreiben und man schrieb sich.

Die Briefe des Grafen von Agenois wurden von der Dame an Richelieu, von Richelieu dem Könige, und von dem Könige an Frau de la Tournelle übergeben.

Trotz dieser schriftlichen Beweise war Frau de la Tournelle anfangs standhaft geblieben, indem sie behauptete, daß man die Hand des Grafen nachmachte; aber die Briefe wurden so zärtlich, die Beweise der Untreue des Grafen wurden so klar, daß Frau de la Tournelle beschloß, sich an ihrem ungetreuen Geliebten zu rächen.

In einem solchen Falle gibt es nur eine mögliche Rache: nämlich die Strafe der Wiedervergeltung. Frau de la Tournelle blieb bei dieser Rache stehen, und versprach dem Könige, ihn zu ihrem Mitschuldigen zu nehmen.

Aber das geschah unter einer Bedingung.

Frau de la Tournelle haßte ihre Schwester von Mailly; außerdem war sie zu stolz, um die von den Frauen von Vintimille und von Lauraguais geduldete Theilung anzunehmen. Sie verlangte die Ungnade der Frau von Mailly.

Der König, welcher Frau von Mailly nicht mehr liebte, versprach Frau de la Tournelle Alles, was sie wollte.

Vielleicht war Ludwig XV. ziemlich in Verlegenheit, Frau von Mailly diese Ungnade anzuzeigen, als diese einer Erklärung entgegenkam, indem sie dem Könige seine Kälte für sie vorwarf.

Ludwig XV. war grausam gegen die Frauen, welche er nicht mehr liebte.

Er ergriff die Gelegenheit, sagte zu Frau von Mailly, daß diese Kälte wahr wäre, daß er sich nicht zu verstellen wüßte, und daß er, da er sie nicht mehr liebte, nicht eine Leidenschaft heucheln könnte, die aufgehört hätte zu bestehen.

Bei dieser Antwort stieß Frau von Mailly lautes Jammern aus, zerschmolz in Thränen und sank vor dem Könige auf die Knie.

Aber das Eis war gebrochen, und Frau von Mailly erfuhr auf der Stelle aus dem Munde ihres königlichen Geliebten, daß er sie nicht allein nicht mehr liebe, sondern daß sie auch noch ihrer Nebenbuhlerin Platz machen müßte, indem sie sich zurückzöge.

Nun bat und flehte Frau von Mailly; sie bot sich

an bei Frau de la Tournelle dieselbe Rolle zu spielen, welche sie bei ihren Schwestern Vintimille und Lauraguais gespielt hatte; aber unerbittlich gegen sie, bewilligte ihr der König zwei Tage, um sich zurückzuziehen, das war Alles.

Die Verweisung war um so grausamer, als Frau von Mailly, die weder Vater noch Mutter hatte und von ihrem Gatten getrennt war, buchstäblich nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte, wenn sie Versailles verließ.

Sie sagte Alles das dem Könige, aber die Kutsche war nichts destoweniger zur gemeldeten Stunde vor der Thüre. Glücklicher Weise nahm sie die Frau Gräfin von Toulouse, welche immer ihre Freundin gewesen war, zu sich, während Frau de la Tournelle, eingeladen nach Choisy zu gehen, dort öffentlich den Platz einnehmen sollte, den ihre Schwester inne gehabt hatte.

Es war am 12. November, wo die Reise stattfand. Indem er Frau de la Tournelle die Hand gab, stieg der König mit Fräulein de La Roche-sur-Yon, Frau von Flavacourt, Frau von Chevreuse, Herrn von Villeroy und dem Prinzen von Soubise in die Gondel.

In Choisy angekommen, schämte sich indeß Frau de la Tournelle, welche ihre Schwester ersetzte, sie so leicht und so öffentlicher Weise zu ersetzen. Als das Abendessen beendigt und der König sie mit den Augen verschlang, näherte sie sich der Frau von Chevreuse und sagte zu ihr:

—Man hat mir ein zu großes Zimmer gegeben, meine Liebe, und ich fürchte mich; Sie, die Sie wegen

Ihres Muthes bekannt sind, geben Sie mir das Ihrige, und nehmen Sie das meinige, ich bitte Sie.

Aber Frau von Chevreuse hütete sich es anzunehmen; sie fürchtete irgend einen königlichen Mißgriff, bei welchem, erkannt, sie leicht eine alberne Rolle spielen könnte.

—Liebe Freundin, antwortete sie der Frau de la Tournelle, ich bin in Choisy nicht zu Haus, sondern bei seiner Majestät; ich kann daher Nichts ohne Befehl und ohne Genehmigung des Königs thun.

Es ging daraus hervor, daß Frau de la Tournelle gezwungen war, ihr Zimmer zu behalten; da sie sich aber schämte, eine so schnelle Nachfolge anzunehmen, verrammelte sie sich darin, und trotz der nächtlichen Wanderungen des Königs, trotz seinem verliebten Klopfen an die Thüre, hielt sie sich darin eingeschlossen.

Berechnet oder wirklich, die Vertheidigung dauerte beinahe einen Monat, denn erst am folgenden 10. Dezember wurde erkannt, daß in dieser Nacht sich die barmherzigere Thüre geöffnet hätte.

Indem man das Bett der Frau de la Tournelle machte, fand man die Tabaksdose des Königs, welche Seine Majestät unter seinem Kopfkissen vergessen hatte.

Diese Neuigkeit, die Vorstellung des Mahomet und ein Wagen, den Herr von Richelieu erfunden hatte, bildeten den Stoff der Unterhaltungen des letzten Monats des Jahres 1742.

Sehr gelangweilt, den Hof zu verlassen, um die Ständeversammlung von Languedoc zu eröffnen, hatte Herr von Richelieu erklärt, daß er zum Mindesten schlafend bis

nach Lyon gehen würde, wo er genöthigt war, anzuhalten.

Dem zu Folge, und um sein Versprechen zu halten, erfand er einen sechs Fuß langen, recht sanften, auf doppelten Federn hängenden Wagen, der ein vollständiges Bett enthielt.

Am 13. September Abends wurde der Wagen in den Hof von Versailles geführt, in den Jedermann hinabging, um ihn zu sehen.

Um neun Uhr ließ der Herzog von Richelieu sein Bett wärmen, entkleidete sich höchst züchtig in Gegenwart der Damen, nahm Abschied von den Zuschauern, rief seinem Kutscher zu: —Nach Lyon, sagte zu seinem Kammerdiener: —Sie werden mich bei der Ankunft wecken, zog seine Schlafmütze über die Ohren und schlief ein.

Was Frau von Mailly anbelangt, so brachte sie, wie es der La Vallière begegnet war, dem Herrn das heiligste Opfer, das eine Frau Gott zu bringen vermag, nämlich das eines durch Liebe gebrochenen Herzens. Es gab damals einen sehr berühmten Prediger, der sich vorbereitete, den neuen Katholiken die Fastenpredigten von 1743 zu halten, das war der Vater Renaud des Predigerordens. Frau von Mailly ging zu ihm, bat ihn, ihr Beichtvater zu werden, aber er sträubte sich dagegen unter dem Vorwande seiner wichtigen Arbeiten. Nun ging sie zu dem Erzbischofe, Herrn von Vintimille, dem sie ihre Absicht mittheilte, auf die Welt zu verzichten und eine strenge Buße zu thun. Aber der gute Prälat, der, wie man zu der Zeit seines Todes sehen wird, keine sehr festen Grund-

sätze der Religion hatte, stellte ihr vor, indem er dabei immerhin ihren Eifer lobte, daß die wahre Frömmigkeit jede Uebertreibung ausschlösse, und daß das Schweigen und die Bescheidenheit das Beste wären, was es für eine Frau gäbe, deren Buße selbst ein Aergerniß sein würde.

Frau von Mailly sah die Heiligkeit dieses Rathes ein, sie zog sich ohne Aufsehen und ganz still von der Welt zurück; nun sah man diese Frau des Luxus, der Vergnügungen und der Wollust, bescheiden in ihrer Kleidung und streng in ihren Sitten geworden, mit frommer Ergebung nicht allein ihr Unglück, sondern auch noch die Schmähungen ertragen, welche dasselbe ihr zuzog. Eines Tages kam sie zu der Predigt des Vater Renaud in dem Augenblicke, wo der berühmte Prediger bereits auf der Kanzel war, und da sie einiges Geräusch gemacht hatte, um ihren Platz zu erreichen, so rief ein Mann in übler Laune aus:

— Das ist sehr viel Lärm für ein liederliches Weibsbild.

— Mein Herr, antwortete Frau von Mailly demüthig, da Sie dieselbe kennen, so beten Sie zu Gott für sie.

Endlich, durch die Ergebung der Frau von Mailly gerührt, gab ihr der König, nachdem er zuerst verboten hatte, daß man mit ihm von ihr spräche, dreißig Tausend Livres Einkünfte, ein Hotel in der Straße Saint-Thomas-du-Louvre, und befahl, daß man ihre Schulden bezahlte.

Die Schulden der Frau von Mailly erhoben sich auf mehr als sieben Mal Hunderttausend Livres.

Während Frau von Mailly so demüthig Buße für

die reizenden Fehltritte that, welche sie begangen hatte, schickte sich ihr Beschützer, Herr von Fleury, der, welcher sie so richtig als eine Frau ohne Ränke, als eine Maitresse ohne Ehrgeiz beurtheilt hatte, an, Ludwig XV. von seiner Vormundschaft zu befreien.

Bereits seit einiger Zeit war diese anfangs von Jedermann mit Freude begrüßte Vormundschaft dem Könige beschwerlich und lastete auf Frankreich. Der Kardinal, der anfangs, zum Mindesten, wie er sagte, die Regierung zögernd übernommen hatte, hatte sich am Ende an dieselbe geklammert und lebte in beständiger Furcht, sie zu verlieren. Die Ungnade der Herren von Chauvelin und de La Trémouille waren vorhanden, um seine Schrecken zu bezeugen.

Uebrigens hatte sich der Kardinal von Fleury allmälig dadurch, daß er sich die königliche Gewalt anmaßte, daran gewöhnt, sich die Vorrechte derselben anzumaßen. Er hatte sich eine kleine Ceremonie für sein Zubettgehen geschaffen, was das Lächerlichste von der Welt war. Jeden Abend erwartete der ganze Hof, Edelleute, Bürgerliche und Müßiggänger, an seiner Thüre die Stunde dieses Zubettgehens. Der Kardinal trat in sein Kabinet, dann wurden die Thüren aufgemacht, damit die Zuschauer seiner ganzen Nachttoilette beiwohnen könnten. Man sah ihn so sein Schlafhemd anziehen, dann einen ziemlich geringen Schlafrock, sich seine weißen, durch das Alter sehr gelichteten Haare kämmen. Nun hörte man in Mitte des ehrfurchtsvollsten Schweigens die durch gute oder schlechte Scherze, die fast immer einem beschränkten Kopfe angehör-

ten, denen aber die Hofmacherei der Anwesenden niemals Beifall zu zollen ermangelte, Neuigkeiten des Tages erzählen.

Ludwig XV. sah alles das mit Verdruß, aber voll Geduld. Er hatte die Einsicht jener gewissenhaften Erben, die einem Greise, der nicht ermangeln kann, bald zu sterben, eine schwere lebenslängliche Rente bezahlen. Er wartete es ab.

Wie man sich erinnern wird, stand die Königin nicht auf gutem Fuße mit dem Kardinal, der es ihr an allem fehlen ließe, und keine Rücksichten auf ihre Wünsche nahm. Eines Tages überwand sie den Widerwillen, den sie gegen das Fordern hatte, und da sie für einen Offizier, den sie beschützte, sehnlichst eine Compagnie zu erlangen wünschte, so wandte sie sich zuvörderst an den Kriegsminister, Herrn von Angervilliers, der sie an Herrn von Fleury zurücksandte. Aber Herr von Fleury wies die Königin, seiner Gewohnheit gemäß, mit so schlechten Gründen ab, daß, so christlich die gute Fürstin auch war, sie nicht die Kraft hatte, die Demuth bis an's Ende zu treiben, und sich bei dem Könige beklagte.

— Ei! Madame, warum machen Sie es nicht wie ich, antwortete Ludwig XV., ich verlange von diesen Leuten niemals etwas.

In der That, der König betrachtete sich wie einen in Ungnade gefallenen Prinzen von Geblüt, der kein Ansehen am Hofe hatte, und sich zuweilen so unbeschäftigt befand, daß er eines Morgens das Verlangen ausdrückte, Stickereien zu machen. Herr von Gesvres, der anwesend war,

benutzte es. Er sandte auf der Stelle einen Eilboten nach Paris, der, nach Verlauf von zwei Stunden zurückgekehrt, einen Stickrahmen, Wolle und Nadeln brachte.

Der König machte sich auf der Stelle an das Werk, und begann, so groß war sein Eifer, vier Sessel (sièges, auch Belagerungen) auf ein Mal, was Herrn von Gesvres sagen ließ:

—Sire, Ihr Großvater, Ludwig XIV., unternahm niemals zwei Belagerungen zu gleicher Zeit, und Sie fangen jetzt deren vier an. Nehmen Sie sich in Acht.

Die Gunst des Herrn von Gesvres stieg in Bezug auf die Stickerei und in Bezug auf den Witz auf ihren höchsten Gipfel.

Obgleich Europa und Frankreich im vollen Frieden waren, obgleich kein Grund zu Unglück sich zeigte, starb Frankreich während dieser Zeit an der Auszehrung; man hätte sagen können, daß es gleichfalls in der Rechnung der Jahrhunderte achtzig Jahre alt wäre, wie sein Minister es nach der Rechnung der Jahre war. Die Provinzen Maine, Angournois, Haut-Poitou, Périgord, Orleans und Berry, das heißt die reichsten von Frankreich, waren von einer Art von schleichendem Fieber befallen, das sie auszehrte.

Dieses schleichende Fieber war die Steuer, die Steuer, welche aus ihren Adern das reinste Gold, dieses Blut der Nationen, abzapfte, welches die Regierung, als gräßlicher Vampyr, verschlang.

Selbst die Normandie, dieses herrliche Land, unterlag den Plackereien der Steuerpächter. Alle Pächter waren zu

Grunde gerichtet, und man fand deren keine mehr. Die großen Grundbesitzer waren genöthigt, ihre Güter durch ihre Diener bewirthschaften zu lassen.

Der Stadtschuldheiß Turgot erregte den ersten Schrecken, indem er die Stimme erhob, um sich zu beklagen. Herr von Harlay, Intendant von Paris, ließ die Ausbesserung der Straßen durch Frohndienste einstellen. Der Bischof von Mans kam aus seiner Diöcese nach Versailles, um sich sogleich wieder zu entfernen, blos um zu sagen, daß in seiner Diöcese Alles zu Grunde ginge. Endlich brachte der Herr Herzog von Orleans ein Stück Kräuterbrod in den Rath, das ihm der Graf von Argenson verschafft hatte, und indem er es auf den Tisch des Königs legte, sagte er zu ihm:

— Sire, sehen Sie, womit Ihre Unterthanen sich ernähren.

Der Bischof von Chartres kam gleichfalls nach Versailles, wo er bei dem Lever des Königs eine äußerst kühne Sprache führte, und als ihn der König bei dem Mittagessen der Königin über den Zustand seiner Diöcese befragt hatte, antwortete er, daß Hungersnoth und Sterblichkeit darin herrschte, daß die Menschen wie die Schafe Gras äßen, und daß nach dem Elende, welches jetzt nur das Volk beträfe, die Pest kommen würde, welche Jedermann ergreifen würde.

Die Königin bot ihm nun Hundert Louisd'or für seine Armen an; aber er schlug sie aus.

— Behalten Sie Ihr Geld, sagte er, wenn die Finanzen des Königs und die meinigen erschöpft sein werden,

dann wird Eure Majestät meine armen Pfarrkinder unterstützen, wenn ihr etwas übrig bleibt.

Ein Mal, als sich der Kardinal nach Issy zurückgezogen hatte, stattete ihm der König einen Besuch ab, und fuhr durch die Foubourg Saint-Victor; das Vorüberkommen des Königs war im Voraus bekannt geworden, und nun rottete sich das Volk zusammen und rief nicht mehr: Es lebe der König, sondern: Elend! Hungersnoth!! Brod!!!

Der König wurde durch diese Bezeugung so betrübt, daß er, statt nach Issy zu gehen, nach Choisy ging, und dort bei seiner Ankunft alle Arbeiter verabschiedete, welche an Dingen des Luxus arbeiteten, und am selben Abende dem Kardinal das schrieb, was er gethan hätte.

Unter alle diesen Aufklärungen, die bis nach Versailles gelangten, und welche die Angelegenheiten in ihrem wahren Lichte zeigten, kam Herr de la Rochefoucault an, welcher dem Könige sagte, daß er ohne Zweifel den Zustand seiner Provinzen nicht kenne, und daß seine Minister ihm die Wahrheit entstellten, aber der König schüttelte den Kopf.

— Herr Herzog, antwortete er, ich kenne das ebenso gut, als irgend Jemand, und ich weiß, daß mein Königreich seit einem Jahre um ein Sechstel sich verringert hat.

Inzwischen verbreiteten sich Gerüchte eines europäischen Krieges auf Veranlassung des Todes Kaiser Karls VI., und da man sich darüber beunruhigte, antwortete der Kardinal treuherzig:

— Beruhigen Sie sich, der Krieg ist unmöglich, da es uns in Frankreich an Menschen fehlt.

In der That, man berechnete, daß während der Jahre 1739, 1740 und 1741 in Frankreich mehr Menschen vor Elend starben, als während aller Kriege Ludwigs XIV.

Inzwischen wurde die Gesundheit des Kardinals in dem Grade schwach, daß man seinen Tod für nahe hielt, er selbst täuschte sich darüber nicht mehr, und trotz der falschen Listen von Hundertjährigen, welche die Zeitungen bekannt machten, fühlte er, daß er sich seinem Ende nähere. Indessen klammerte er sich trotz dieser Entkräftung noch an die Gewalt. Jeden Tag kamen die Minister, mit denen er nicht mehr arbeiten konnte, ihm Bericht zu erstatten und seine Befehle in Empfang zu nehmen.

Aber man war so sehr besorgt, Alles von ihm zu entfernen, was ihn an den Tod denken lassen könnte, daß, als sich eines Morgens der Marquis von Breteuil, Staatssecretair im Departement des Krieges, nachdem er mit ihm gearbeitet, unwohl befunden hatte, ihm die Leute des Kardinals durchaus keinen Beistand leisteten, aus Furcht, daß dieses Ereigniß zu großen Eindruck auf ihren Herrn machen möchte, und sich des Sterbenden entledigten, indem sie ihn in seine Kutsche warfen, in welcher er bei seiner Ankunft in Paris starb.

Endlich nahmen am 27., 28. und 29. Januar die Kräfte des Kardinals dermaßen ab, daß er einsah, daß seine Stunde gekommen wäre. Während dieser drei Tage stattete ihm der König zwei Besuche ab, bei dem zweiten hatte er den Dauphin mit sich genommen, und da man den jungen Prinzen entfernt von dem Bette des Sterbenden hielt, so sagte der Kardinal:

— Lassen Sie ihn näher kommen, es ist gut, daß er sich an ein solches Schauspiel gewöhnt.

Das waren die letzten Worte, welche der Sterbende aussprach, der am 29. Januar 1745 im Alter von 89 Jahren verschied.

Ein Epigramm war seine Leichenrede.

„Frankreich ist seit Hundert Jahren krank, sagte man, drei roth gekleidete Aerzte haben es nach einander gepflegt. Richelieu hat ihm zur Ader gelassen, Mazarin gab ihm Abführungsmittel, Fleury hat es auf Diät gesetzt."

Mehrere wichtige Todesfälle hatten dem Tode des Kardinals ein Geleit zu geben geschienen.

Der König von Preußen war gestorben, und sein Sohn, Friedrich II., derselbe, dem sein Vater den Kopf hatte abschlagen lassen wollen, war ihm nachgefolgt.

Ludwig Heinrich von Bourbon war in Chantilly gestorben; wie man sich erinnern wird, war er der Nachfolger des Herrn Herzogs von Orleans als Premierminister, und der Geliebte der Frau von Prie.

Die Königin Anna von Neuburg, Wittwe Karls II. von Spanien, war in Guadalaxara gestorben.

Johann Baptist Rousseau war in Brüssel gestorben, wohin er sich seit dreißig Jahren zurückgezogen hatte.

Der Kardinal von Polignac war auf seinen Gütern gestorben; er ist derselbe, der in der Angelegenheit des Fürsten von Cellamare eine Rolle gespielt hatte.

Die Königin Wittwe von Spanien, Louise Elisabeth von Orleans, war im Luxemburg gestorben.

Rollin, der Verfasser der Alten Geschichte, war als Professor der Beredtsamkeit am königlichen Collegium gestorben.

Endlich war Kaiser Karl VI. in Wien gestorben, und dieser Todesfall war es, der den Frieden von Europa vielleicht wieder in Frage stellen sollte.

III.

Ludwig XV. erklärt, daß er durch sich selbst regieren will. — Fleury's Leichenbegängniß. — Porträt des Königs. — Der kleine Hof. — Die Herren und die Damen. — Frau von Maurepas, die Pique-Dame. — Die Bedingungen der Frau de la Tournelle. — Vers des Herrn von Maurepas. — Zustand Europas. — Herr von Belle-Isle. — Der Krieg bricht aus. — Maria Theresia. — Friedrich II. — Der Churfürst von Baiern. — Moritz von Sachsen. — Herr von Broglie. — Chevert in Prag. — Herr von Maillebois. — Der Rückzug des Herrn von Belle-Isle. — Krieg in Italien. — Die Spanier. — Die Engländer. — Vers des Herrn Turpot.

Kaum war Herr von Fleury gestorben, als Ludwig XV., wie es sein Großvater Ludwig XIV. gemacht hatte, erklärte, daß er selbst regieren wolle.

In der That, die Regierung Ludwig XV. begann in der Wirklichkeit erst mit dem Tode des Kardinals von Fleury.

Er begann damit, dem verstorbenen Minister fast königliche Ehre zu bezeigen, ließ in Notre-Dame einen feierlichen Gottesdienst halten und befahl, daß ihm in der Kirche Saint-Louis-du-Louvre ein Mausoleum errichtet würde.

Der König von Frankreich war damals 33 Jahre alt, sein Gang war edel, sein Gesicht regelmäßig schön, seine Leutseligkeit außerordentlich, selten war ein hartes Wort aus seinem Munde gekommen, sein Urtheil war richtig, sein Tact sicher, er kannte die Menschen und die Dinge hinlänglich gut und wiederholte zuweilen die Aeußerung Karls V.:

„Die Schriftsteller unterrichten mich, die Kaufleute bereichern mich, die Großen plündern mich."

Bei alle dem war sein Charakter gleichgültig, er wollte das Böse nicht thun, aber es thun lassen; nicht etwa, daß er nicht die Einsicht hatte, es zu verstehen, aber er hatte nicht die Kraft, es zu unterdrücken.

Nach dem Tode des Kardinals fand keine Veränderung in dem Personale statt.

Herr Amelot blieb bei den Finanzen, die Herrn von Maurepas und Saint-Florentin erhielten Herrn von Argenson zum Collegen, der den Marquis von Breteuil, der, wie wir gesagt haben, gestorben war, in dem Kriegsministerium ersetzte; Orry behielt die Controlle der Finanzen, d'Aguesseau blieb Kanzler.

Daraus ging hervor, daß der König, indem er sich, wie er sagte, an die Spitze der Angelegenheiten stellte, keine schwere Verbindlichkeit übernahm, die Geschäfte folgten dem gegebenen Eindrucke, und die Regierungsmaschine ging so ziemlich von selbst.

Außerdem war Ludwig XV. in diesem Augenblicke bei weitem mehr mit der Liebe, als mit der Politik beschäftigt.

Von Meuse, dem Grafen von Noailles, dem Herzoge von Agen, von Villeroy, von Guerchy, von Coigny, von Fitz-James, von Aumont, von Gontaut und von Richelieu umgeben, fuhr der König fort zu sticken, und Jedermann, Männer, wie Frauen, ahmten es ihm nach.

Der neue Hof der Frau de la Tournelle bestand aus den Prinzessinnen von Conti, von Charolais, de la Roche-sur-Yon, der Frau von Antin, von Soubise, von Egmont, von Boufflers und von Chevreuse; Frau von Maurepas allein widerstand Frau de la Tournelle, oder vielleicht auch Frau de la Tournelle der Frau von Maurepas, welche sie und ihre Freundinnen die Pique-Dame nannten.

Als Frau de la Tournelle sich dem Könige ergab, geschah es, wie man sich erinnern wird, nach einem ziemlich langen Widerstande.

Wie die Gouverneure von Festungen, welche sich verkaufen, hatte sie diese Zeit dazu angewandt, ihre Bedingungen zu verhandeln und annehmen zu lassen; Heinrich IV. hatte Paris von Herrn von Brissac, seinem vierten Nachfolger, gekauft, Ludwig XV. mußte die Bedingungen der vierten Tochter des Marquis von Nesle bestätigen.

Hier sind die von Frau de la Tournelle aufgestellten

und von dem Könige bestätigten Artikel der Kapitulation vom 10. Dezember 1742.

Erster Artikel.

Meine Schwester, Frau von Mailly, wird von Versailles entfernt und in ein Kloster eingeschlossen werden.

Zweiter Artikel.

Mein Titel als Marquise wird in den einer Herzogin und mit den dieser Würde gebührenden Ehren und Auszeichnungen verwandelt.

Dritter Artikel.

Der König wird mir ein solches Loos bilden, daß kein Ereigniß mich desselben berauben könnte, und mein Vermögen wird unabhängig von allen Veränderungen sein, die in den Neigungen Seiner Majestät entstehen möchten.

Vierter Artikel.

Für den Fall eines Krieges wird sich der König an die Spitze seiner Armee stellen, da Frau de la Tournelle nicht beschuldigt sein will, den König von seinen Pflichten als Herrscher abwendig gemacht zu haben.

Wir haben erzählt, wie die erste der Bedingungen von Ludwig XV. ausgeführt worden war, der indessen das Kloster in ein Hotel der Straße Saint-Thomas-du-Louvre verwandelte.

„Ludwig, von Gottes Gnaden, ꝛc. ꝛc. Da das Recht, Titel, Ehren und Würden zu verleihen, eines der erhabensten Attribute der höchsten Gewalt ist, so haben uns die Könige, unsere Vorgänger, mehrere Monumente des Gebrauches zurückgelassen, den sie zu Gunsten von Personen davon gemacht haben, deren Tugenden und Verdienst sie verherrlichen wollten.

„Indem wir dem zu Folge berücksichtigen, daß unsere sehr liebe und sehr theure Cousine, Mariane von Mailly, Wittwe des Marquis de la Tournelle, aus einer der größten Familien unseres Reiches entsprungen, mit der Unsrigen und den ältesten von Europa verwandt ist; daß ihre Vorfahren seit mehreren Jahrhunderten unserer Krone große und wichtige Dienste geleistet haben, so haben wir es für angemessen gehalten, ihr durch unsere Verordnung vom 20. Oktober 1743 das Herzogthum und die Pairie von Châteauroux, in der Provinz Berry, mit Allem, was dazu gehört, zu geben, welches wir von unserem sehr lieben und sehr theuren Vetter Ludwig von Bourbon, Grafen von Clermont, Prinzen unseres Geblütes, haben.

„Und wir haben durch genannte Bestallung anempfohlen, daß unserer genannten Cousine alle dazu nöthigen Urkunden ausgestellt werden, denen zu Folge sie den Titel Herzogin von Chateauroux angenommen hat, und an unserem Hofe die diesen Titel zugehörenden Ehrenbezeugungen genießt.“

Diese Urkunde wurde Frau de la Tournelle in einem Kästchen übersandt, das zu gleicher Zeit eine Verschreibung von achtzig Tausend Livres Renten enthielt.

Herr von Maurepas war besiegt, Frau de la Tournelle war Herzogin und wirkliche Favoritin, sie hatte ein gesichertes Loos, und, was eine noch bei weitem größere Gunst, als alle diese, war: ein Tabouret am Hofe.

Herr von Maurepas rächte sich darüber, indem er folgende Verse in Umlauf brachte.

> Incestueuse La Tournelle
> Qui des trois êtes la plus belle,
> Ce tabouret tant souhaité
> A de quoi vous rendre bien fière;
> Votre devant, en vérité,
> Sert bien votre gentil derrière.

Die letzte Bedingung der Frau de la Tournelle, welche die Gegenwart des Königs an der Spitze seiner Armeen verlangte, war nicht ohne Ursache.

Der Tod Karls VI. hatte, wie wir gesagt haben, die Frage des Friedens von Europa wieder in Rede gestellt.

Kraft der pragmatischen Sanction war seine älteste Tochter, Maria Theresia, Großherzogin von Toscana, von allen Großen, von der Armee, von den Beamten als Erbin und Herrscherin der Staaten anerkannt, welche das Erbtheil ihres Vaters bildeten.

Sagen wir ein Wort über die Lage Europas im Augenblicke dieses Todesfalles.

Das ganze Ministerium des Kardinals von Fleury war ein langer Kampf zu Gunsten des Friedens gewesen. Der Krieg von Italien und von Deutschland hatte den Minister eine Zeit lang gezwungen, aber sobald ihm die

Möglichkeit dazu geboten war, hatte der Kardinal diesen endlich im Jahre 1738 durch den Frieden von Wien geschlossenen Krieg aufhören lassen.

Das Haus Oesterreich war durch die Türken verheert, der Kardinal beschäftigte sich mit dieser Lage des Kaisers, und sein Gesandter, der Marquis von Villeneuve, zwang die Pforte, den Frieden von 1739 mit dem deutschen Reiche abzuschließen.

Genua war durch Partheien aufgeregt, der Kardinal sandte Truppen nach Corsika, um dort einen Aufstand zu unterdrücken, der die genuesischen Angelegenheiten verwickelt hätte.

Alle Nationen, Spanien und Großbritannien mit inbegriffen, betrachteten daher Frankreich wie eine gemeinsame Mutter, deren Aufgabe es war, unter ihren Kindern, den Königen von Europa, den Frieden zu erhalten.

Unglücklicherweise gab es unter diesen gekrönten Häuptern einen König, der immer ein sehr ungehorsamer Sohn gewesen war, nämlich Friedrich II., welcher den Thron seines Vaters geerbt hatte, und mit diesem Throne zwanzig Millionen Thaler und vierundzwanzig Tausend herrlich disciplinirte Soldaten.

Mit diesem Heere, das vielleicht nicht das zahlreichste, aber das schönste und das regelmäßigste von ganz Europa war, war ein vollständiges Material verbunden.

Ein Befehl des Königs genügte, daß Armee und Material auf der Stelle in's Feld zogen.

Herr Beauveau, der französische Gesandte bei dem Könige Friedrich, schrieb daher auch, daß der König von

Preußen in seinem Reiche erſticke, und daß er ein größeres Bett haben müßte, um sich schlafen zu legen.

Auf wessen Kosten konnte sich der König von Preußen ein besseres Bett machen? Das war augenscheinlich auf Kosten Oesterreichs.

In dieser Hinsicht hatte König Friedrich II. zwei natürliche Verbündete, Spanien und Frankreich.

Spanien hatte bereits in dem Kriege von 1733 Oesterreich das Königreich Neapel genommen, und bei jeder Gelegenheit, welche sich bot, ermangelte es nicht, zur Rechten und zur Linken einige Brocken von Provinzen oder irgend ein Ehrenvorrecht in Anspruch zu nehmen.

So befand sich Maria Theresia kaum auf dem Throne, als es von ihr verlangt hatte, ihm den Orden des Goldenen Vließes abzutreten. Die Königin, welche Alles in Spanien leitete, hatte außerdem entdeckt, daß, wenn nach dem österreichischen Staatsrechte die Frauen die Landeshoheiten ihrer Väter erben, alles das, was Karl VI. Maria Theresia hinterlassen hatte, von Rechts wegen Philipp V. angehörte, der durch die Frauen der Erbe eines Erben Karls V. war.

Was Frankreich anbelangt, so war Oesterreich sein alter Feind, die Politik Heinrichs IV., Richelieus und Ludwigs XIV. war beständig dahin gerichtet gewesen, es zu verkleinern, allmählig hatte sie es ihm alle Mittel genommen, jemals eine Seemacht zu werden, hatte es auf das feste Land begränzt und es in den Hintergrund von Deutschland zurückgewiesen, und ebenso, wie Spanien ihm in dem

letzten Kriege Neapel genommen hatte, hatte Frankreich ihm Lothringen genommen.

Das, was das Interesse Frankreichs und Spaniens war, mußte natürlicher Weise nicht das Englands sein, unser Bündniß mit Großbritannien war immer kurz und aufgeregt. Geschaffen, um zugleich See- und Landmacht zu sein, ist England beständig eifersüchtig auf Frankreich gewesen, Familieninteressen vermögen allein ihre Regenten zu nähern, aber niemals die Interessen des Volkes.

Was Spanien anbelangt, so war England bereits seit einiger Zeit in einen Krieg mit ihm verwickelt. Sehen wir, bei welcher Veranlassung dieser Krieg erklärt worden war.

Durch die Frieden von Utrecht und von Sevilla konnten die Engländer jedes Jahr ein Schiff von höchstens fünf Hundert Tonnen mit Waaren beladen nach den Besitzungen Spaniens in Amerika senden, aber sobald dieses Schiff einmal in einem Hafen vor Anker lag, so war es kein Transportschiff mehr, sondern eine Niederlage, welcher, in dem Maße, als sie sich in der Colonie entleerte, kleine Schiffe neue Waaren zuschmuggelten, so daß die Spanier niemals das Ende der endlosen Ladung sahen, und daß der Handel der spanischen Colonien ganz in die Hände der Engländer überzugehen drohte.

Nun hatte sich die spanische Marine entschlossen, einen erbitterten Krieg gegen die Schmuggler zu führen.

Ein kleines englisches Schiff wurde auf der That ertappt, es ward von einem Engländer, Namens Jenkins, commandirt; der spanische Kapitän ließ die Mannschaft in

Ketten legen, und schnitt dem Kapitän die Nase und die Ohren ab.

Nach England zurückgekehrt, erschien Jenkins so verstümmelt im Parlamente, ein Ausruf des Erstaunens empfing ihn, während man außerhalb des Parlamentes das Geschrei des englischen Volkes hörte, welches Rache verlangte.

Befragt, antwortete Jenkins einfach dadurch, daß er die Umstände der Wegnahme seines Schiffes und die Umstände seiner Marter erzählte, dann fügte er hinzu:

—Als man mir die Nase und die Ohren abgeschnitten hatte, drohte man mir mit dem Tode, und ich erwartete ihn voll Ergebung, indem ich meine Seele Gott und meine Rache Ihrer Gerechtigkeit anempfahl.

Dieses Mal brauchte das Parlament nur auf die Aufforderung des Volkes zu antworten, und der Krieg wurde Spanien erklärt.

Das war also die Lage aller Mächte, als Maria Theresia zur Kaiserin von Oesterreich proclamirt wurde.

Maria Theresia war damals 23 Jahre alt, sie war schön von Gesicht, majestätisch von Gestalt, sie bewahrte alle Ruhe ihres Charakters, obgleich sie Europa drohend und ganz bereit sie zu berauben fühlte.

In der That, Spanien bereitete sich vor, den Krieg in seinen italienischen Besitzungen anzufachen.

Der König von Sardinien verschlang Mailand mit den Augen.

Friedrich blieb in Schlesien gelagert und befestigte sich darin.

Frankreich schickte Truppen nach Flandern und an den Rhein.

Dieses Mal war Herr von Fleury, der Anfangs behauptet hatte, daß er nicht mehr genug Menschen hätte, um Krieg zu führen, nochmals gezwungen worden.

Der, welcher ihn gezwungen hatte, war Herr von Belle-Isle.

Der Graf von Belle-Isle, in allen seinen Plänen beständig durch den Herrn Chevalier von Belle-Isle, einem fast eben so ausgezeichneten Manne, als er, unterstützt, erfand in einigen Nächten einen diplomatischen und militärischen Plan von dem höchsten Belange; der Rath widmete ihm zehn Sitzungen, um ihn zu prüfen, und trotz der schweigenden Opposition des Herrn von Fleury trug er den Sieg davon; nun, da er die allgemeine Neigung sah, schloß sich der Kardinal nicht allein der Bewegung an, sondern wollte sie auch noch leiten.

Der Graf von Belle-Isle verlangte Hundert Tausend Mann.

Fleury machte Schwierigkeiten über die Zahl, Hundert Tausend Mann im Felde würden ihm in einem Jahre seine Ersparnisse von zehn Jahren verzehren.

Nun überreichte Herr von Belle-Isle dem Könige eine Eingabe, in welcher funfzehn Hundert Edelleute von siebzehn bis dreißig Jahren Dienste zu nehmen und ihr väterliches Erbe dem Ruhme Frankreichs zu opfern verlangten. Man konnte daher fast ohne andere Hülfe, als die des Adels, Hundert und funfzig Tausend Mann an die Ufer des Rheines senden.

Der König unterstützte die Ideen des Grafen von Belle=Isle, seine Theilnahme an diesem Kriege war für Frankreich die Gränzen des Rheins. Fleury zögerte noch, aber der König erklärte, daß er Verpflichtungen gegen den König von Preußen und den Churfürsten von Baiern eingegangen sei. Herr von Belle=Isle empfing dem zu Folge Verhaltungsvorschriften, um sich nach Berlin und nach München zu begeben.

Er wurde von dem Könige Friedrich und von dem Churfürsten Karl Albrecht auf das Beste empfangen.

Der König von Preußen hatte funfzig Tausend Mann in Schlesien, der Churfürst von Baiern hatte dreißig Tausend am Inn und an der Donau.

Er verlangte vierzig Tausend Franzosen, versprach sich der kaiserlichen Krone zu bemächtigen, und sobald er Kaiser wäre, Frankreich das linke Rheinufer zu überlassen.

Was Maria Theresia anbelangt, so sollte sie Königin von Ungarn bleiben.

Der Churfürst Karl Albrecht erhielt die vierzig Tausend Mann und wurde zum Generalissimus der französischen, bairischen und sächsischen Armeen ernannt.

Eine zweite Armee von vierzig Tausend Mann unter den Befehlen des Marschalls von Maillebois zog sich in Westphalen zusammen, um die Hannoveraner und das Braunschweigische Gebiet im Zaume zu halten und die Staaten von Holland und die österreichischen Niederlande zu beaufsichtigen.

Am 18. Mai 1741 schrieb daher Maria Theresia an die Herzogin von Lothringen, ihre Schwiegermutter:

„Ich weiß heute nicht, ob mir eine Stadt übrig bleiben wird, um in ihr mein Wochenbett zu halten."

Von solchen Gefahren umringt, erließ Maria Theresia einen Aufruf an ihre getreuen Ungarn. Ihren Sohn in ihren Armen erschien sie auf dem Reichstage, auf welchem die Magnaten einstimmig ausriefen:

„Moriamur pro nostro rege Maria Theresa!"

(Wir werden für unsere Königin Maria Theresa sterben.)

Gegen diesen Ausruf der Begeisterung leistete Maria Theresia nun auch den alten Schwur König Andreas II., der sich von dem Jahre 1222 herschrieb.

Hier ist der Inhalt dieses Schwures:

„Wenn ich oder irgend Jemand meiner Nachkommen, zu welcher Zeit es auch sein möge, Eure Privilegien übertreten will, so sei es Euch wegen des Versprechens, das Ihr mir so eben gegeben habt, Euch und Euren Nachkommen erlaubt, Euch zu vertheidigen, ohne als Rebellen behandelt zu werden."

Diese Kaiserin, welche, ihren Sohn auf ihren Armen, Beistand von ihren Völkern verlangte, war etwas Schönes. Dieser Auftritt des ungarischen Reichstages hatte seinen Wiederhall in Europa. Die Kaiserin von Rußland, jung und schön, erklärte sich für eine wie sie junge und schöne Kaiserin. Walpole, der Verbündete des Kardinal von Fleury, war in England gefallen; Carteret, unser Feind, folgte ihm; die Herzogin von Marlborough erklärte sich als Bewunderin Maria Theresia's, und stellte sich an die Spitze einer Unterzeichnung, welche acht Tau-

send Pfund Sterling eintrug. Die Generalstaaten von Holland boten ihr ein Anlehen von drei Millionen Ducaten an. Der Feldzug eröffnete sich daher mit allen Elementen eines allgemeinen Krieges.

Der ganze Adel von Frankreich stand unter den Fahnen. Der Marschall von Broglie, welcher die Armee von Böhmen commandirte, hatte Moritz von Sachsen, d'Aubigné, von Boufflers, von Tessé, von Clermont, den Herzog von Biron und endlich Chevert unter seinen Befehlen, der damals erst Major des Regiments von Beaune war, und der sich in diesem Feldzuge den Rang als Generalmajor und das rothe Ordensband erwerben sollte.

Am 25. November 1741 wurde Prag mit Sturm genommen. An der Spitze der Grenadiere hatte sich Chevert auf die Mauern geschwungen; einen Augenblick zuvor, ehe er vorrückte, hatte er einen Unterofficier gerufen:

— Höre mich wohl an, sagte er zu ihm, indem er ihm die Ecke einer Bastion zeigte, Du wirst dort hinaufsteigen?

— Ja, mein Obrist.

— Indem Du Dich dem Walle näherst, wird man Dir ein erstes Mal zurufen: Wer da!

— Ja, mein Obrist.

— Du wirst nicht antworten, und man wird Dir ein zweites Mal zurufen: Wer da!

— Ja, mein Obrist.

— Du wirst wieder nicht antworten, man wird Dir ein drittes Mal zurufen: Wer da!

— Ja, mein Obrist.

— Du wirst dieses Mal eben so wenig als die andern antworten; man wird auf Dich schießen.

— Ja, mein Obrist.

— Man wird Dich fehlen.

— Ja, mein Obrist.

— Du wirst die Schildwache tödten.

— Ja, mein Obrist.

— Dann komme ich, um Dir Hülfe zu leisten.

— Ja, mein Obrist.

Der Unterofficier brach auf. Alles trug sich zu, wie es Chevert gesagt hatte, der seinem Versprechen gemäß zur rechten Zeit angekommen war.

Sobald Prag genommen, wurde es der Mittelpunkt der Operationen. Friedrich stand in Mähren; Karl Albrecht, von dem Reichstage von Frankfurt zum Kaiser erwählt, war in Böhmen proclamirt worden. Man war Wien nahe, die Vorposten unserer Armee standen über Linz hinaus und richteten sich nach der Abtei Melk. Plötzlich griff Maria Theresia wieder an; man erfuhr, daß der Frieden von Breslau durch die Vermittelung Englands zwischen der Kaiserin und dem Könige von Preußen unterzeichnet wäre.

Hinter dieser Unterzeichnung, durch welche Friedrich II. gegen die Abtretung Schlesiens Maria Theresia als Kaiserin von Oesterreich anerkannte, sah man das Bündniß der Völker des Nordens gegen Frankreich auftauchen.

England, Dänemark, Preußen, Rußland, Oesterreich!

So fehlten uns die Preußen und die Sachsen zu gleicher Zeit; sechzig Tausend Mann verließen die Opera-

tionslinie mit einem Male, und von einem Tage zum andern waren die Baiern von den Oesterreichern umzingelt, die nicht mehr nöthig hatten, einem Feinde die Spitze zu bieten, der ihr Verbündeter geworden war. Passau und München, die in den Händen der Kaiserlichen waren, schnitten den Rückzug ab.

Aber der von dem Könige zum Marschall erhobene Graf von Belle-Isle war in Prag angekommen.

Er war ein Mann von Rath; er besaß das Genie des Krieges, wie sein Großvter das Genie der Finanzen besaß.

Von den Sachsen und von den Preußen verlassen, sollte der Marschall von Broglie gegen Prag rücken, wo man alle Truppen, die man vereinigen könnte, zusammenziehen würde. Dann würde man sich einen Weg bahnen und sich auf die Armee des Marschalls von Maillebois zurückziehen, welche in Westphalen stand.

Die Zusammenziehung wurde ohne großen Verlust bewerkstelligt, die französische Armee manövrirte mit einer wundervollen Pünktlichkeit; dreißig Tausend Mann waren versammelt.

Sechzig Tausend Oesterreicher, unter den Befehlen des Prinzen Karl von Lothringen, rückten gegen Prag.

Kaum waren sie vor der Stadt angekommen, als in der Nacht ihrer Ankunft selbst, ohne ihnen die Zeit zu lassen sich auszuruhen, zwölf Tausend Franzosen einen Ausfall machten, die Oesterreicher zerstreuten und zwei Tausend Gefangene machten.

Freilich war Herr von Tessé gefallen und Herr von Biron verwundet.

Aber es waren Eilboten nach Paris gekommen, welche den Abfall Friedrichs meldeten; die Armeen des Rheines und Westphalens sollten den dreißig Tausend, in Prag eingeschlossenen Franzosen zu Hilfe marschieren.

Inzwischen schlug der Rath vor, Verhandlungen anzuknüpfen, man wollte Maria Theresia als Kaiserin anerkennen, und die in Prag eingeschlossenen Franzosen würden frei sein.

Aber der König machte bemerklich, welchen verderblichen Eindruck die Kapitulation von Prag machen würde.

Der General-Controleur Orry erklärte, daß er achtzig Millionen für den Dienst des Staates und das Wohl des Vaterlandes zur Verfügung des Königs hätte.

Man würde nicht unterhandeln. Maillebois würde den Befehl erhalten, sich in einem raschen Marsche nach der Donau zu begeben, und der Besatzung von Prag die Hand zu reichen.

Franzosen und Oesterreicher, Belagerte und Belagernde, erfuhren zu gleicher Zeit den Marsch des Herrn von Maillebois.

Sechs und fünfzig Tage nach Eröffnung der Laufgräben, hob Prinz Karl die Belagerung auf, und entfernte sich nächtlicher Weise, um gegen Herrn von Maillebois zu rücken.

Sogleich verließ der Marschall von Broglie mit seinem Heere das verschanzte Lager; Moritz von Sachsen, welcher Böhmen Dorf vor Dorf kannte, war sein Füh-

rer; man begann damit, die Besatzung von Eger zu befreien, und durch sie befand man sich mit dem Marschalle von Maillebois in Verbindung.

Sogleich befahl der Marschall von Belle-Isle die Räumung Prags, in welchem Chevert mit vier Tausend Mann blieb.

Nach zwölf Tagen wundervoller Märsche hatten die Herrn von Belle-Isle und von Broglie sich mit dem Marschall von Maillebois vereinigt.

Es blieb noch Chevert mit seinen vier Tausend Mann in Prag, für welche er eine Kapitulation mit allen Kriegsehren erlangen würde.

Spanien war seiner Seits in Italien eingefallen, indem es Parma und Mailand in Anspruch nahm; aber bei dieser Forderung konnte Spanien dieses Mal Piemont nicht mehr zum Verbündeten haben; Parma und Mailand, das war der Gegenstand ewigen Strebens des Hauses von Savoyen; das Haus von Sovoyen hörte daher auch auf die Worte Oesterreichs, seines alten Feindes. Die von den Neapolitanern unterstützten Spanier operirten daher allein in Italien, als Neapel plötzlich in seinem Meerbusen ein Geschwader von sechs Linienschiffen von sechszig Kanonen und sechs Fregatten erscheinen sah, das Ganze unter englischer Flagge.

Der Commodore Martyn commandirte diese Flotte. Was er in diesen Meeren zu thun hatte, wußte er nicht; seine Depeschen waren versiegelt, und er hatte den Befehl, sie erst in dem Meerbusen von Neapel zu erbrechen.

An die Bestimmung gelangt, erbrach er seine Depeschen.

Die Depeschen enthielten den Befehl, Neapel zu bombardiren, wenn sich der König nicht in Zeit von einer Stunde anheischig gemacht hätte, seine Truppen aus Unter-Italien zurückzuziehen und die strengste Neutralität zu beobachten.

Die Truppen Philipps V. würden sich daher allein und abgesondert den Oestreichischen Truppen gegenüber befinden, die bereit waren, in Italien einzufallen.

So hatte sich also in weniger als drei Monaten das halbgestürzte Haus Oesterreich nicht allein wieder erhoben, sondern auch noch Alles das mit sich vereinigt, was es in Europa an feindseligen Nationen gegen Frankreich gab*), und die Kanonen standen im Begriffe von Neapel bis Straßburg, von dem Ocean bis nach dem mittelländischen Meere zu donnern.

Unter diesen Umständen starb der Kardinal von Fleury, und Frau von Châteauroux machte, wie Agnes Sorel, zur Bedingung ihrer Liebe, daß der König das Commando seiner Truppen persönlich übernähme.

Was Friedrich den II. anbelangt, der uns verlassen hatte, so rächte uns Turgot späterhin an ihm durch folgende Verse, die als Verse eines Ministers und Philisophen nicht zu schlecht sind:

---

*) Der flüchtige Kaiser Karl VII. war genöthigt, Oesterreich für seine bairischen Staaten den Eid zu leisten.

Ce prince profana mille talents divers.
Il charma les mortels dont il fit ses victimes ;
Barbare en actions et philosophe en vers,
Il chante les vertus et commet tous les crimes.
Haï du dieu d'amour, cher au dieu des combats,
Il inonda de sang l'Europe et sa patrie,
Cent mille hommes par lui reçcurent le trépas,
Et pas un ne lui dût la vie.

(Dieser Fürst entheiligte Tausend Talente, er entzückte die Sterblichen, aus denen er seine Opfer machte; barbarisch in Handlungen und philosophisch in Versen, besang er die Tugenden und beging alle Verbrechen. Von dem Gotte der Liebe gehaßt, theuer dem Gotte der Schlachten, überschwemmte er Europa und sein Vaterland mit Blut, Hundert Tausend Menschen wurden durch ihn getödtet, und nicht einer verdankte ihm das Leben.)

IV.

Der König will zu den Armeen gehen. — Maurepas, Richelieu und Frau von Chateauroux fordern ihn dazu auf. — Abreise des Königs. — Seine Begleitung. — Frau von Chateauroux bleibt in Paris. — Frau von Etioles. — Stationen des Königs. — Abreise der Frau von Chateauroux und der Frau von Lauraguais. — Schlechter Eindruck ihrer Gegenwart bei der Belagerung von Ypern. — Sie gehen nach Dünkirchen. — Der Prinz Karl geht über den Rhein. — Der König in Metz. — Herr de La Suze, Großfourier. — Krankheit des Königs. — Herr von Richelieu. — Die drei Parteien. — Schmerz des Volkes. — Der Vater Pérusseau, Beichtvater des Königs. — Berichte über die Krankheit Ludwig XV. — Der Graf von Clermont. — Herr von Richelieu und Ludwig XV. — Herr von Soissons. — La Peyronnie. — Herr von Champlenetz. — Herr von Bouillon. — Sieg der Feinde der Herzogin. — Sie wie ihre Schwester werden entfernt. — Die Königin. — Herr von Chatillon. — Der Dauphin. — Ungnade des Herrn von Chatillon.

Eine doppelte Intrigue trieb den König an, sich an die Spitze seiner Armee zu stellen.

Herr von Maurepas, welcher den König von seiner Geliebten trennen wollte.

Und Herr von Richelieu, der unter den Augen des Königs kämpfen wollte.

Was Frau von Chateauroux anbelangt, so trug sie gleichfalls dazu bei, daß der König das Commando des Krieges übernähme, da sie von dem Herzoge von Richelieu das Wort hatte, das er auf eine oder die andere Weise erlangen würde, daß sie dem Könige zu dem Heere folgte.

Vier Armeen wurden errichtet, eine in der Provençe, zwei in Flandern, die vierte am Rhein.

Die erste ward von dem Prinzen von Conti commandirt.

Die zweite von dem Marschall von Noailles.

Die dritte von dem Marschall von Sachsen.

Die vierte von dem Marschall von Coigny.

Unsere von dem Admiral Court commandirte Flotte hatte am 22. Februar 1744 die englische Flotte im Angesichte von Toulon geschlagen. Das war ein schöner Anfang für den Feldzug, ein um so schönerer, als wir nur sieben und zwanzig Schiffe, und die Engländer vierzig hatten.

Am 2. Mai aß der König feierlich mit der Königin zu Nacht. Das Abendessen endigte sich, ohne daß im aller Entferntesten die Rede von einer Reise gewesen wäre. Nach dem Abendessen trat Ludwig zu der Königin ein, und unterhielt sich mit ihr über gleichgültige Dinge.

Endlich, als er sie verließ, ertheilte er alle Befehle für sein zu Bett gehen.

Er kehrte in der That in sein Zimmer zurück, wie um sich zu Bett legen, aber er wechselte nur die Kleider, umarmte den Dauphin zärtlich, schrieb an die Dauphine, ließ einige Zeilen für die Königin zurück, in denen er ihr sagte, daß die großen Unkosten, welche seine Reise veranlassen würde, ihn nöthigten, sie in Paris zu lassen; hierauf sandte er Frau von Chateauroux und Frau von Lauraguais nach Plaisance, ein Landhaus von Paris-Duvernoy, nahm den Vater Pérusseau, seinen Beichtvater, mit sich, ging auf die Tribüne der Kapelle, um sein Gebet zu verrichten, und stieg mit dem ersten Stallmeister, mit dem Herzoge von Agen und mit Meuse in seinen Wagen. Der Bischof von Soissons, sein Almosenier, und der Marquis von Verneuil, der die Feder führte, folgten ihm in einem andern Wagen. Herr von Maurepas seiner Seits ging nach der Provençe ab, wo er unsere Häfen untersuchen sollte; der Kardinal von Tencin ging nach Lyon, endlich blieben Orry, Saint-Florentin und der Kanzler für die Staatsangelegenheiten in Paris.

Die Abreise des Königs fand am 3. Mai 1744 statt.

Obgleich gewiß, daß sie dem Könige bald folgen würde, sah ihn Frau von Chateauroux dennoch nicht ohne Besorgniß abreisen. Es gab einen Namen, der seit einiger Zeit zwei bis drei Male in ihrer Gegenwart ausgesprochen worden war, und der gleich einer Ahnung bereits ihre junge Liebe verfinsterte.

Dieser Name war der der Frau von Etioles, welche

späterhin eine so wichtige Rolle unter dem Namen der Marquise von Pompadour spielen sollte.

Es ging das Gerücht, daß Frau von Etioles verliebt in den König wäre. Zwei bis drei Male war sie in dem Walde von Sénart bei den Jagden erschienen, und das in einem so glänzenden, so leichtfertigen Aufzuge, in so gefallsüchtigen Kostümen, daß an diesen Tagen bei den kleinen Nachtessen nur von ihr die Rede gewesen war.

Eines Tages hatte die Herzogin von Chevreuse die Unvorsichtigkeit begangen, den Namen der kleinen Etioles in Gegenwart des Königs auszusprechen, und Frau von Chateauroux hatte ihr dermaßen den Fuß zertreten, daß sie in Ohnmacht gefallen war.

Am folgenden Tage hatte Frau von Chateauroux Frau von Chevreuse besucht, welche durch diese Zerquetschung krank zu Bett lag, und zu ihr gesagt:

— Sie wissen also nicht, daß man in diesem Augenblicke trachtet, Frau von Etioles dem Könige zu geben, und daß den Freunden der Frau von Etioles und meinen Feinden nur die Mittel dazu fehlen.

Diese Befürchtung der Frau von Chateauroux war der Beharrlichkeit nicht fremd, welche sie darauf verwandt hatte, dem Könige das Commando seiner Armee übernehmen zu lassen.

Am 12. kam der König in Lille an.

Am 15. ließ er das Lager von Giromy die Musterung passiren.

Am 17. begann er die Belagerung von Menin.

Am 7. Juni zog der König als Sieger in Menin ein.

Am 8. reisten Frau von Chateauroux und Frau von Lauraguais während der Nacht von dem Schlosse Plaisance ab, und schlugen die Straße von Lille ein.

Am 17. brach der König auf, Ypern zu belagern.

In der Zwischenzeit waren Frau von Chateauroux und Frau von Lauraguais bei der Armee angekommen, wo ihre Anwesenheit den schlimmsten Eindruck hervorgebracht hatte. Nach der Einnahme von Ypern war der König daher auch genöthigt, sich zu entschließen, die beiden Damen nach Dünkirchen zu senden. Die Soldaten nannten sie nur die Landstreicherinnen, und die schimpflichsten Lieder ließen sich unter ihren Fenstern, auf ihrem Wege, und selbst in Gegenwart des Königs hören.

In Dünkirchen, wohin er zu den beiden Schwestern gegangen war, erfuhr der König, daß der Prinz Karl am 13. Juli über den Rhein gegangen wäre, und er beschloß in Person dem Elsaß zu Hilfe zu eilen. Frau von Chateauroux und von Lauraguais folgten ihm dahin, und während der ganzen Reise sorgte der Herr Graf von Suze, Oberhoffourier, in den Wohnungen für eine Verbindung zwischen dem Zimmer des Königs, und dem der Herzogin.

Der König sollte sich in Metz aufhalten. In Metz, wie in den andern Städten, beschäftigte man sich daher mit seiner Wohnung und den den beiden Liebenden nothwendigen Verbindungsthüren. Die Wohnung der Favoritin wurde in der Abtei Sanct Arnolph eingerichtet, die der Bischof von Marseille, welcher der Abt derselben war, dem ersten Präsidenten vermiethet hatte, der die Wohnung

der Frau von Chateauroux abtrat. Da sie sich aber darin zu entfernt von dem Könige befand, so errichtete man Gallerien, welche von der Abtei nach der Wohnung des Königs führten. Der Vorwand war, daß der König ungesehen aus seiner Wohnung in die Kirche zu gehen wünschte; aber das Volk nahm den Vorwand nicht an, und vier, für die Errichtung dieser Gallerie versperrte und der Circulation genommene Straßen schienen den Bewohnern der Stadt ein sehr scandalöses, von dem Könige seinen lieben und getreuen Unterthanen der Provinz gegebenes Beispiel.

Seit seiner Abreise von Paris hatte der König indessen große Beschwerden ertragen. Gleich bei seiner Ankunft in Metz hatte er sich unwohl gefühlt. Eines Abends befiel ihn Kopfweh: es war am 8. Man ließ ihm am selben Tage zur Ader, am 9. gab man ihm ein Abführungsmittel; aber vom 9. an erklärte Cassera, ein Arzt von Metz, der die Krankheit für höchst gefährlich hielt, daß er nicht für den König bürge, es sei denn, daß die Krankheit gut behandelt würde, und daß der König besonders einer großen Ruhe genösse.

Von nun an wurden auf Befehl des Herzogs von Richelieu alle Thüren verschlossen, und der König wurde nur noch von seinen vertrautesten Dienern, von dem Herzoge von Richelieu, von Frau von Chateauroux und Frau von Lauraguais bedient.

Inzwischen hatten sich augenblicklich drei Parteien um den König herum gebildet.

Die Partei der Minister.

Die Partei der Prinzen.

Die Partei des Günstlings und der Favoritin.

Die Partei der Minister, welche dasselbe Interesse, als die der Prinzen hatte, hatte Herrn von Maurepas zum Haupte.

Die Partei der Prinzen bestand aus Herrn von Chartres, Herrn von Bouillon, Herrn de la Rochefoucault und von Villeroy, den Herrn von Fitz-James, Bischof von Soissons, erstem Almosenier, und dem Vater Pérusseau, einem Jesuiten und Beichtvater des Königs.

Die beiden Maitressen, der Herzog von Richelieu, Meuse, die Adjutanten und die Kammerdiener bildeten die dritte Partei.

Die mit Herrn von Maurepas vereinigte Partei der Prinzen war entschlossen, um jeden Preis bis zu dem Könige zu dringen, und die Krankheit und die Schwäche zu benutzen, welche sie natürlicher Weise in dem Geiste Ludwigs XV. hervorbringen mußte, um Frau von Chateauroux und Frau von Lauraguais fortjagen zu lassen.

Frau von Lauraguais, Frau von Chateauroux und der Herzog von Richelieu waren entschlossen, sich standhaft in dem Zimmer des Königs zu vertheidigen, wie sich eine belagerte Besatzung bis zum letzten Augenblicke in einer Festung vertheidigt.

In der That, Frau von Chateauroux wußte, daß eine zwischen den Prinzen, dem Bischoffe von Metz und dem ersten Almosenier, Herrn von Fitz-James abgeschlossener Vertrag bestand, und daß die Absolution dem Kö-

nige nur unter der Bedingung gegeben werden sollte, daß sie fortgejagt würde.

Wie man sieht, war unter allen diesen Großen, Prinzen, Ministern, Hofleuten, Günstlingen und Maitressen, die Frage über Leben und Tod des Königs nur untergeordnet; die einzige und alleinige Frage war die: würde die Maitresse bleiben oder nicht bleiben?

Das Volk allein, dieses immer so gute, so biedere, so erhabene Volk beunruhigte sich über die Krankheit, wegen der Krankheit, und betete zu Gott, ihm seinen König zu erhalten.

Ein Mittel blieb den Favoritinnen, nämlich direct mit dem Vater Perusseau, dem Beichtvater des Königs, zu unterhandeln, ob man, statt den erlauchten Kranken von dem Bischofe von Soissons zur Beichte hören und absolviren zu lassen, ihn durch seinen gewöhnlichen Beichtvater zur Beichte hören und absolviren lassen könnte, denn dann war Alles abgemacht.

Dem zu Folge wurde eine Ausnahme für den Vater Perusseau gemacht, der in die Wohnung des Königs eingelassen und in ein kleines Kabinet geführt wurde, in welchem ihn Frau von Chateauroux erwartete.

Frau von Chateauroux, welche fühlte, daß keine Zeit zu verlieren wäre, stellte die Frage unverholen auf.

—Mein Vater, sagte sie, antworten Sie mir offenherzig: Wäre ich für den Fall, wo der König die Beichte und die andern Sakramente verlangen sollte, genöthigt, mich zu entfernen?

Der Jesuit suchte der Frage auszuweichen.

—Aber, Madame, sagte er, der König wird vielleicht gar nicht beichten.

—Er wird es, antwortete die Herzogin, denn der König hat Religion und ich auch; ich werde daher die erste sein, ihn zu ermahnen, des guten Beispiels wegen zu beichten. Ich möchte mich dem nicht aussetzen, es auf mich zu nehmen, daß er es nicht thäte; aber es handelt sich darum, einen Scandal zu vermeiden; werde ich fortgeschickt werden, sagen Sie es mir.

Bei dieser Frage blieb der Jesuit stumm, indem er sich begnügte, Bewegungen der Augenbrauen, der Schultern und der Hände zu machen.

—Nun denn, überlegen Sie und bestimmen Sie sich, fuhr die Herzogin fort, ich wünsche nichts lieber, als im Geheimen abzureisen; was ich zu vermeiden wünsche, ist, wie Sie begreifen werden, ein öffentlicher Scandal, ein Scandal, der für den König noch weit schrecklicher ist, als für mich.

Endlich, auf das Aeußerste getrieben, entschloß sich der Vater Perusseau, zu antworten.

—Madame, sagte er, ich kann die Beichte des Kranken nicht im Voraus bestimmen; ich kenne das Leben des Königs nicht; von seinen Geständnissen wird mein Verfahren abhängen, ich habe für mein Theil keine schlimme Meinung von Ihren Verbindungen mit dem Könige.

—Wenn Sie damit sagen wollen, daß Sie glauben, daß meine Verbindungen mit dem Könige rein sind, so zögere ich nicht, Ihnen zu sagen, daß Sie sich irren, mein Vater, antwortete die Herzogin, und wenn Sie nur Ge-

ständnisse nöthig haben, so gestehe ich Ihnen, daß wir gesündigt haben, und zwar so loft, als wir es vermocht, selbst mit Gewohnheit, mit Vorbedacht, mit Vergnügen. Nun denn! sprechen Sie, sagen Sie, ist die Sache wichtig genug, um mich von dem sterbenden Ludwig XV. fortjagen zu lassen, und gibt es nicht irgend eine Ausnahme für einen König?

Der Vater Perusseau befand sich in einer höchst schwierigen Lage.

Es war von der Parthei der Minister und der Parthei der Prinzen fest beschlossen worden, daß Frau von Chateaurour fortgeschickt werden sollte, wenn der König beichtete; aber wenn der König nicht beichtete, wenn der König ohne Beichte genas, so blieb Frau von Chateaurour wirkliche Favoritin, und es war dann der Vater Perusseau, der fortgejagt würde. Seine Majestät nahm einen andern Beichtvater, einen Barfüßer, einen Theatiner, einen Augustiner vielleicht, was ein großer Schmerz für die Gesellschaft Jesu war, welche die Gewissensleitung des Königs verlor.

Der Vater Perusseau antwortete daher nicht und suchte Zeit zu gewinnen.

Nun mischte sich der Herzog von Richelieu in die Unterhaltung.

—Ah! Vater Perusseau, sagte er, sein Sie doch ein wenig artig gegen die Frauen. Bewilligen Sie Frau von Chateurour augenblicklich die Gunst, sie ohne Scandal von dem Hofe fortzuschicken, Sie sehen wohl, daß Ihre denn, Ihre vielleicht und Ihre wenn uns betrüben.

Je mehr man in ihn drang, desto stummer wurde der Vater Perusseau.

—Nun denn, sagte der Herzog mit seinen Manieren, die nur ihm eigenthümlich waren, nun denn, mein ehrwürdiger Vater, ich sehe wohl, daß Sie wenig empfänglich für die Schönheit der Frauen sind. Wohlan! fügte er hinzu, indem er ihm um den Hals fiel, thun Sie denn für mich, der ich die Jesuiten immer geliebt habe, was die galantesten Kirchenväter oft den Beichtvätern der Könige unter ähnlichen Umständen zu thun erlaubt haben.

Der Vater Perusseau blieb unbeugsam.

Nun näherte sich Frau von Chateauroux wieder, und indem sie ihm mit ihren reizenden Händen die Wangen streichelte, sagte sie mit ihrer sanftesten und schmeichelndsten Stimme:

—Vater Perusseau, ich schwöre Ihnen, daß, wenn Sie ein Aufsehen vermeiden wollen, ich mich aus dem Zimmer des Königs während seiner Krankheit zurückziehen, und nur noch als seine Freundin, niemals als seine Maitresse an den Hof zurückkehren werde; noch mehr, ich werde mich bekehren, und Sie werden mein Beichtvater sein.

Das Anerbieten war höchst verführerisch, aber dennoch genügte es nicht, um den Vater Perusseau zu verführen, der darin beharrte, den Günstling und die Favoritin in der Ungewißheit zu lassen.

Die Prinzen und die Minister erwarteten mit nicht geringerer Angst, als Frau von Chateauroux und Herr von Richelieu, irgend eine Lösung.

In der That, wenn der König starb, so erlangte der

fromme Hof des Dauphin und der Königin einen vollständigen Sieg, die Favoritin wurde fortgejagt, und der Günstling fiel in Ungnade, und in zehn Jahren war an dem Hofe keine Rede mehr weder von einem Günstlinge, noch von einer Maitresse.

Wenn aber auch der König ohne Beichte wieder genäße, so waren Herr von Richelieu und Frau von Chateauroux weit mächtiger, als jemals.

Es wurde daher in dem Rathe der Prinzen beschlossen, einen Gewaltstreich auszuführen. Der Graf von Clermont übernahm es, bis zu dem Könige zu dringen, welchen Widerstand man ihm auch entgegensetzen möge.

Damit man die Gewalt der Stellung des Herrn von Richelieu richtig begreift, muß man wissen, daß er erster Kammerherr war, und daß das Vorrecht des ersten Kammerherrn darin bestand, unumschränkter Herr von dem Zimmer des Königs zu sein, und es ihm frei stand, den Eintritt in dasselbe nach seinem Willen zu verweigern.

Das war ein Vorrecht, das er seit dem Anfange der Krankheit benutzt hatte.

Der Graf von Clermont erschien daher am 12. August an dieser Thür. Hier sind die Fortschritte, welche die Krankheit nach dem täglichen Berichte gemacht hatte.

Am 8. befand sich der König unwohl an einer Schwere in den Gliedern. Man ließ ihm am selben Tage zur Ader.

Am 9. gab man ihm ein Abführungsmittel.

Am 10. um 3 Uhr Morgens, Aderlaß am Fuße, ebenso am Abend.

Am 11. Abführungsmittel, am Abend Aderlaß am Fuße.

Am 12. Besserung, die Ruhe erhielt sich, sehr wenig Kopfweh; aber am Abend sehr aufgeregt.*)

Es war also in einem Augenblicke der Besserung, der anhaltenden Ruhe, als der Graf von Clermont an der Thür des Königs erschien.

Der Herr von Richelieu wollte sie ihm wie gewöhnlich verbieten, aber mit einem Faustschlage öffnete er die beiden Flügel.

---

*) Hier ist die Fortsetzung des Berichtes bis zu dem Augenblicke, wo der König außer Gefahr war: Am 13. Aderlaß am Fuße. — Die Nacht sehr beklommen; am Morgen um halb zwölf Uhr hatte er gebeichtet. — Um fünf Uhr ließ man ihm nochmals am Fuße zur Ader; die Nacht vom 13. auf den 14. war ziemlich gut. — Am 14., um acht Uhr Abends, Aderlaß am Fuße. — Die Nacht vom 14. auf den 15. wurde von 9 Uhr Abends an der Fieberanfall schrecklich. — Am 15. um vier Uhr verfiel der König in eine Art von Todeskampf. — Um Mittag kehrte die Ruhe zurück. In der Nacht vom 15. auf den 16. fand um ein Uhr nach Mitternacht ein leichter Fieberanfall statt. — Am Morgen befand er sich bei weitem besser. — Die Nacht von dem 16. auf den 17. war gänzlich aufgeregt. — Die vom 17. auf den 18. war gut. — Am 18. viel Aufregung und Blähungen, aber der Kopf frei und erleichtert, der Puls gut, die Sprache leicht. — Die Nacht vom 18. auf den 19. schlief der König sehr gut, und am 19. war die Genesung als angefangen betrachtet.

Herr von Richelieu bestand darauf und wollte ein Hinderniß bilden.

Aber indem er ihn mit der Hand zur Seite schob, sagte Herr von Clermont:

— Seit wann glaubt ein Bedienter das Recht zu haben, die Prinzen von Geblüt zu verhindern, den König von Frankreich zu sehen?

Indem er hierauf auf das Bett des Königs zuschritt, sagte er:

— Sire, ich kann nicht glauben, daß Eure Majestät die Absicht hat, die Prinzen Ihres Geblüts des Vergnügens zu berauben, sich persönlich nach dem Befinden Ihrer Gesundheit zu erkundigen; wir wollen nicht, daß unsere Anwesenheit Ihnen lästig ist, aber wir wünschen wegen unserer Liebe für Sie die Freiheit zu haben, einige Augenblicke einzutreten, und um Ihnen zu beweisen, daß wir keine anderen Absichten haben, Sire, so ziehe ich mich zurück.

Er schickte sich in der That an, sich zurückzuziehen, als der König die Hand nach ihm ausstreckte und zu ihm sagte:

— Nein, Clermont, bleib.

Das war ein erster Erfolg. Man sprach dem Könige davon, die Messe in seinem Zimmer zu hören. Der König sagte, daß ihm das Vergnügen machen würde, und man führte den Bischof von Soissons ein.

Frau von Chateauroux und Richelieu sahen von dem Kabinette aus, in welches sie sich zurückgezogen hatten, den Feind sich Fuß vor Fuß in dem Platze befestigen.

Herr von Soisson näherte sich nun dem Bette des Königs, um wagte das schreckliche Wort: Beichte.

—O! sagte der König, es ist noch nicht Zeit.

Herr von Soissons bestand darauf.

—Nein, sagte der König, ich habe zu heftiges Kopfweh und mich auf zu viele Dinge zu besinnen und zu sagen, um jetzt zu beichten.

—Aber, sagte der Bischof, indem er immer darauf beharrte, Eure Majestät könnte heute anfangen und morgen endigen.

Der König schüttelte den Kopf. Herr von Soissons sah, daß er an diesem Tage alles von dem Kranken erlangt hätte, was er von ihm erlangen konnte, und zog sich zurück.

Hinter ihm und dem Grafen von Clermont trat Frau von Chateauroux wieder ein, und um den Einfluß zu bekämpfen, den die Prinzen erlangt hatten, begann sie bei dem Könige ihre gewöhnlichen Liebkosungen.

Aber dieser wies sie sanft zurück.

—Nein, nein, Prinzessin*), sagte er, ich glaube, daß wir Unrecht thun; genug daher, genug.

Dann, als Frau von Chateauroux ihn umarmen wollte, sagte er:

—Wir werden uns vielleicht trennen müssen.

—Sehr wohl, sagte Frau von Chateauroux empfindlich.

---

*) Prinzessin, war ein von dem Könige der Frau von Chateauroux gegebenes Freundschaftswort.

Und sie zog sich zurück.

Am folgenden Tag ging La Peyronie, den man von Paris hatte kommen lassen, zu dem Herzoge von Bouillon, und sagte zu ihm, daß der König nur noch zwei Tage zu leben hätte, daß es dem zu Folge nöthig wäre, daß er beichtete, und daß es seine Pflicht als Oberkammerherr sei, dem Könige zu melden, daß die Stunde dieser Beichte herbeigekommen wäre.

Der Herzog von Bouillon, der die ganze unangenehme Seite des ihm gegebenen Auftrages einsah, beschied Herrn von Champcenetz und befahl ihm, dem Könige die Worte des Wundarztes mitzutheilen. Champcenetz gehorchte, näherte sich dem Bette Ludwigs XV., und theilte ihm das Dringende der Lage mit.

— Ich wünsche nichts lieber, sagte der König, aber La Peyronie irrt sich, es ist noch nicht Zeit.

Wie aber, als ob ihm eine Warnung vom Himmel gesandt wäre, hatte er kaum diese Worte ausgesprochen, als er schwach wurde und mit sterbender Stimme ausrief:

— Den Vater Perusseau, geschwind, den Vater Perusseau, und er sank in Ohnmacht.

Der Vater Perusseau hielt sich bereit, er eilte herbei.

Einen Augenblick, nachdem der König die Augen wieder aufgeschlagen hatte, rief der Vater Perusseau den Herzog von Bouillon.

— Bouillon, sagte der König zu ihm, tritt Deinen Dienst wieder an, Du wirst von Niemand mehr Hindernisse empfinden, ich habe Günstlinge und Maitressen der Religion und dem geopfert, was die Kirche will.

Hierauf verschloß sich die Thür wieder, um den König mit seinem Beichtvater allein zu lassen.

Der Triumph des Herrn von Soissons war vollständig.

Der Bischof verlor daher auch keine Zeit, er eilte geraden Weges nach dem Kabinette, in welchem sich Frau von Chateauroux und ihre Schwestern aufhielten, und sagte mit funkelnden Augen und zornigem Gesicht:

— Der König, meine Damen, befiehlt Ihnen, sich auf der Stelle von ihm zu entfernen.

Indem er sich hierauf nach den Leuten umwandte, welche ihm folgten, befahl er:

— Man breche auf der Stelle die Gallerie ab, welche von der Wohnung des Königs nach der Abtei Sanct Arnolph führt, damit das Volk weiß, daß ein großer Scandal gebüßt ist.

Die beiden Frauen waren bestürzt und beugten den Kopf unter dem Banne.

Nun trat Herr von Richelieu vor, und sagte im Angesichte des Bischofes:

— Meine Damen, wenn Sie den Muth haben, zu bleiben, und Befehlen zu trotzen, die in einem Augenblicke der Schwäche erpreßt sind, so nehme ich Alles auf mich.

Dieses Anerbieten des Herrn von Richelieu steigerte die Erbitterung des Prälaten auf das Höchste.

— Es ist gut, rief er aus, da dem so ist, so schließe man die heiligen Tabernakel, damit die Ungnade desto

auffallender und die Genugthuung des Herrn desto vollständiger ist.

Nun falteten die beiden Frauen die Hände, beugten sich und entfernten sich mit der Scham auf der Stirn, mit gesenkten Augen und ohne daß sie Jemand anzublicken wagten.

Aber das genügte dem wüthenden Prälaten nicht.

Er kehrte wieder zu dem Könige zurück.

—Sire, sagte er, die Gesetze der Kirche und unsere heiligen Kanons verbieten uns das Viaticum zu überbringen, wenn die Concubine noch in der Stadt ist. Ich bitte Eure Majestät, neue Befehle für ihre Abreise zu ertheilen, denn es ist keine Zeit zu verlieren, Eure Majestät wird sterben.

Der König zitterte bei dem bloßen Gedanken an den Tod und eine Verdammniß; bei dem Geschrei und bei den Drohungen des Herrn von Soissons bewilligte er alles, was man von ihm wollte. Die beiden Frauen wurden nicht aus dem Hause geführt, sondern unter Hohngeschrei des Volkes fortgejagt; sie eilten nach den Ställen des Königs, und fanden nicht einmal einen Offizier, der ihnen einen Wagen geben wollte, um ihnen zu helfen durch die Stadt zu kommen. Jeder verleugnete sie um die Wette, Herr von Belle-Isle allein bot ihnen seinen Arm, und ließ ihnen eine Kutsche geben; er wußte, was die Ungnade war, und wie sehr willkommen in der Ungnade eine Freundeshand ist.

Frau von Bellefonds, Frau du Roure und von Rubembré waren die einzigen, welche die Flüchtlinge begleiteten,

die unter Schmähungen und Verwünschungen des Volkes durch die Stadt zogen und in ein Landhaus einige Stunden weit von Metz geführt wurden, und da hatte man noch große Mühe eins zu finden, da jeder Eigenthümer sie wie Verpestete zurückwies.

Als die beiden Flüchtigen aus der Stadt, die Galerien niedergerissen waren, als der Scandal der Genugthuung den Scandal des Fehltrittes noch gesteigert hatte, erlaubte der Bischof von Soissons, daß der König die letzte Oelung erhielte. Der königliche Sterbende empfing den Leib unseres Herrn, indem er sagte:

—Mein Herr, ich habe meine erste Communion vor zwei und zwanzig Jahren gemacht, ich wünsche noch eine gute zu machen, und möge es die letzte sein.

Als er das Viaticum erhalten, murmelte der König:

—Wie viel Rechenschaft ein König abzulegen hat, der vor Gott zu erscheinen im Begriffe steht! O, ich bin des Königthumes sehr unwürdig gewesen.

Aber der Triumph des Herrn von Soissons war noch nicht vollständig; Frau von Chateauroux hatte die Oberaufsicht der Dauphine, er ließ sie ihr nehmen; die beiden Geächteten befanden sich nur drei Meilen weit von dem Hofe, der Prälat verlangte, daß sie sich fünfzig von ihm entfernten; endlich war die Beichte des Königs geheim gewesen, der Bischof verlangte eine öffentliche Beichte.

—Man bringt unsern Herrn um, murrten die Diener. Warum verlangt Herr von Fitz-James denn nicht auf der Stelle sein Königreich von ihm, sagte Lebellaut.

Aber alles dieses Murren machte den Prälaten nur noch

kühner. In dem Augenblicke, wo er die heilige Oelung ertheilte, und wo jeder ein frommes Schweigen bewahrte, sagte er:

—Meine Herren Prinzen von Geblüt, und Ihr, Große des Reiches, der König beauftragt uns, den Herrn Bischof von Metz und mich, Ihnen mit lauter Stimme zu sagen, daß er eine aufrichtige Reue über das Aergerniß empfindet, das er in dem Reiche dadurch verursacht hat, daß er, wie er es gethan, mit Frau von Chateauroux lebte; er bittet Gott deshalb um Verzeihung, und da er erfahren, daß sie sich nur drei Meilen weit von hier befindet, so befiehlt er ihr, sich dem Hofe nicht auf fünfzig Meilen weit zu nahen, und Seine Majestät nimmt ihr ihre Stelle in dem Hofhalte der Dauphine.

—Und ihrer Schwester auch, fügte der König hinzu, indem er mit einer letzten Anstrengung seinen Kopf auf seinem Kopfkissen erhob.

Alles war für die Partei des Herrn von Richelieu und der Favoritinnen beendigt, die Partei der Prinzen triumphirte, die Prälaten hatten den Sieg davon getragen, und sie benutzten ihn mit Allem, was die Grausamkeit nur zu erfinden vermag, und jener den geistlichen Verfolgungen ganz eigenthümlichen Beharrlichkeit.

Die Krankheit des Königs verschlimmerte sich inzwischen immer mehr. Die Entfernung der Minister und der Hofleute, ein bei weitem bedeutungsvolleres moralisches Symptom, als die physischen Symptome, verkündeten sein bevorstehendes Ende. Am 15. um 6 Uhr Morgens rief man die Prinzen, damit sie den Sterbegebeten beiwohn-

ten, von sechs Uhr bis Mittag verfiel der König in eine Art von Todeskampf; d'Argenson ließ die Papiere einpacken, der Herzog von Chartres ließ seine Postkutsche anspannen, um sich nach der Rheinarmee zu begeben; die Aerzte zogen sich zurück, und der König wurde zwischen Leben und Tod den Empirikern überlassen.

Der eine von ihnen, dessen Namen man nicht einmal weiß, ließ ihm eine sehr starke Gabe eines Brechmittels verschlucken.

Dieses Brechmittel führte eine entsetzliche Ausleerung herbei, und mit dieser Ausleerung eine merkliche Besserung.

Während dieser Zeit beeilten sich die Flüchtigen Paris wieder zu erreichen; die Frau eines Rathes, die man für eine von ihnen hielt, wurde öffentlich beschimpft; sie selbst wären in La Ferté-sous-Jouarre, wo sie erkannt wurden, beinahe in Stücken zerrissen worden, und verdankten nur einer angesehenen Person der Gegend das Leben, die sie unter seinen Schutz nahm und sie erst dann verließ, als sie außerhalb der Stadt waren.

Der König hatte beständig den Doctor Dumoulin verlangt; man hatte Eilboten auf Eilboten abgesandt; der Doctor kam, als sich eine merkliche Besserung zeigte, er bestätigte diese Besserung, und meldete dem Kranken, der nicht daran zu glauben vermochte, einen Anfang von Genesung.

Am 17. bürgte der Doctor Dumoulin für den König.

Die Königin, welche am 9. Abends die Nachricht von der Krankheit erfahren hatte, erhielt täglich einen Bericht von La Peyronie; indem sie nicht nach Metz ab-

zureisen wagte, in Versailles zu bleiben wie eine Marter betrachtete, gab sie sich einer wahren Verzweiflung hin, wobei sie sich auf den Boden warf, sich auf den Teppichen wälzte, Gott bat, sie selbst zu treffen und dem Könige das Leben zu erhalten. Als sie die Verabschiedung der Favoritin erfuhr, entsetzte sie sich darüber, statt sich darüber zu freuen. Die arme Königin verstand alle Schmerzen der Frau; sie eilte mit ihrem Hofhalte und dem Dauphin vor dem heiligen Sakramente niederzuknieen. Bei jeder Thüre, welche aufging, erbleichte sie und war von Krämpfen befallen. Ein Eilbote kam an, der ihr erlaubte, bis nach Lunéville zu kommen, und dem Dauphin und Madame bis nach Châlons; sie wollte auf der Stelle abreisen, ließ Postpferde kommen und reiste ab, indem sie in ihrem ersten Wagen Frau von Luynes, Frau von Villars und Frau von Boufflers bei sich hatte; in dem zweiten Frau von Fleury, Frau von Antin, Frau von Montaut, Frau von Saint Florentin und Frau von Flavacourt; Frau von Flavacourt, die in Paris war, und die, immer sittsam und dem Könige widerstrebend, die Königin gebeten hatte, sie mitzunehmen, was die gerechte und gütige Königin ihr bewilligte, indem sie nicht wollte, daß die Ungnade der Schuldigen auf der Unschuldigen laste.

In Soissons fand die Königin Depeschen des Herrn von Argenson, welche ihr meldeten, daß der König sie voll Ungeduld erwartete. Der Weg wurde daher in größter Eile zurückgelegt, und bei ihrer Ankunft in Metz stürzte die Königin aus ihrem Wagen, und eilte im Laufen, an

dem Bette des Königs auf die Knie zu sinken, welcher schlief, und der bei seinem Erwachen zu ihr sagte:

— Ah! Sie sind es, Madame, ich bitte Sie um Verzeihung über den Scandal, den ich verursacht habe, über die Leiden und den Kummer, die ich Ihnen zugefügt; verzeihen Sie mir?

Die Königin brach in Thränen aus und vermochte ihm nicht zu antworten, so daß der König wiederholte: — Verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir? Und die arme Frau hatte nicht die Kraft etwas Anderes, als ein Zeichen mit dem Kopfe zu machen, welches sagen wollte: — Ja, ja.

Während länger als einer Stunde blieb sie an seinem Halse hängen.

Der König ließ nun den Vater Perusseau kommen, damit er Zeuge dieser ehelichen Aussöhnung wäre.

Während dieser Zeit überschritten der Dauphin und Madame, welche nur die Erlaubniß erhalten hatten, bis nach Chalons zu kommen, diese Stadt, und empfingen in Verdun den Befehl zu halten. Trotz dieses Verbotes setzte der Herzog von Chatillon, der Gouverneur des jungen Prinzen, seine Reise fort, während Frau von Tallard ihrer Seits die Prinzessinnen weiter gehen ließ, die untröstlich waren sich entfernt von ihrem Vater zu sehen, und unter ihnen besonders Madame Adelaide, welche das Fieber davon erhielt.

Trotz aller Welt kam Herr von Chatillon in Metz an, trat zu dem Könige ein und stellte den Dauphin seinem Vater vor.

Aber Ludwig XV. empfing seinen ältesten Sohn

mit einer Kälte, welche seinen Erzieher bestürzte, der den König um Verzeihung über die Freiheit bat, die er sich genommen hätte; aber überzeugt, wie er war, daß das, was den Dauphin nach Metz geführt hätte, nicht das Verlangen wäre, welches ein Sohn empfindet einen Vater wiederzusehen, sondern die Neugierde eines Erben, der zu wissen wünscht, wie es mit seiner Erbschaft steht, antwortete der König nicht.

Im Monat September war der König gänzlich von seiner Krankheit genesen; aber auf die Krankheit war eine unendliche Traurigkeit, eine beständige Schwermuth gefolgt. Alle die Auftritte, welche sich während seiner Krankheit um ihn herum zugetragen hatten, stellten sich seinen Augen wieder vor, und das, was daraus au Schmach für den Mann hervorging, ließ das Gesicht des Königs erröthen. Mit jedem Augenblicke blickte er um sich, wie, als ob er Jemand gesucht hätte, und dieser Jemand, den er nicht entbehren konnte, war besonders Richelieu. Richelieu erforschte gleichfalls den Boden. Indem er sich für die Erkundigungen an den Kardinal von Tencin und an Herrn von Noailles wandte, welche ihm beide antworteten, daß sie überzeugt wären, daß er niemals in dem Herzen Seiner Majestät mehr gegolten hätte; nun begann Richelieu damit, dem Könige direct die Erzählung alles dessen übergeben zu lassen, was sich während seiner Krankheit zugetragen hatte, indem jeder Schauspieler die Rolle erhielt, welche er in diesem Trauerlustspiele gespielt hatte. Indem er Niemand schonte, weder Prinzen von Geblüt, noch Prälaten, noch Hofleute, wurde die Sen-

dung gut aufgenommen. Richelieu sah ein, daß ihm die Thüre wieder geöffnet wäre, und schlich sich durch diese Thüre ein. Der König empfing seinen ehemaligen Günstling noch schüchtern, aber es war sichtlich, daß er ihn mit Vergnügen empfing. Von nun an ging die Rückwirkung vor sich; die Königin sah allmählig die ehemalige Kälte des Königs gegen sie wieder entstehen, und als am Vorabende der Abreise nach Straßburg die arme Frau den König gefragt hatte, welches in Zukunft ihr Schicksal sein würde und hinzugefügt hatte: — Sire, ich würde sehr glücklich sein Sie zu begleiten.

Begnügte der König sich zu antworten:

—Es ist nicht der Mühe werth. — Und sie vermochte nichts Anderes aus ihm herauszubringen.

Ganz in Thränen zerfließend, reiste die Königin nach Luneville ab.

Durch die Blattern zurückgehalten, blieb der Herzog von Penthièvre in Metz.

Die Frau Herzogin von Chartres und die Prinzessin von Conti erklärten, daß sie in den Krieg gehen würden, und erschienen in den Laufgräben vor Freiburg.

Endlich gingen Mademoiselle und Frau von Modena nach Straßburg.

Was den König anbelangt, so stellte er seine Gebete ein, indem er eine grimmige Laune, zuweilen einen unterdrückten Zorn zeigte.

In Luneville verweilte er bei dem König von Polen, aber nichts vermochte ihn zu unterhalten, und was auch

die Damen thun mochten, es zeigte sich nicht ein Lächeln auf seinen Lippen.

Seine Zerstreuung war so groß, daß er von Luneville abreiste ohne daran zu denken, von der Königin von Polen Abschied zu nehmen, und daß er von zehn Meilen weit einen Eilboten zurückschickte, um sie wegen dieses Vergessens um Verzeihung zu bitten.

Er hatte es ebenso mit seiner Gattin gemacht, und es war ein zweiter Eilbote, der diese Unaufmerksamkeit wieder gutmachte.

In Saverne angelangt, wo er durchkam, indem er sich zur Armee begab, erhielt er von Frau von Chateauroux einen Liebesbrief und eine Kokarde, und von diesem Augenblicke an nahm seine Leidenschaft wieder dermaßen die Ueberhand an, daß man offen am Hofe sagte, daß die ehemalige Favoritin bald wieder ihre Stellung erobern würde.

In Freiburg, das er belagerte, erfuhr der König, daß der Herzog von Chatillon, als er Frau von Chateauroux in Ungnade gefallen sah, nach Spanien Briefe geschrieben hätte, die sehr wenig ehrenvoll für den Ruf seiner Maitresse waren.

Auf der Stelle unterzeichnete er einen Verhaftsbefehl gegen den Herzog und die Herzogin von Chatillon.

Und er unterzeichnete diesen Verhaftsbefehl gegen den Herzog nicht allein, sondern er verzieh ihm auch niemals. Ein Jahr nachher erlangte Herr von Chatillon, der krank geworden war, durch vieles Bitten die Erlaubniß sich auf dem Schlosse Lieuvieille heilen zu lassen, aber

es wurde ihm verboten, Paris zu betreten. Als der Herzog im Monat August nöthig hatte, in die Bäder von Forges zu gehen, ließ er den König um die Erlaubniß bitten durch Paris zu gehen. — Ja, aber ohne darin zu übernachten, antwortete der König. Endlich ließ im Jahre 1754 der sterbende Herzog von Chatillon durch Frau von Pompadour, der damaligen Favoritin, den tiefen Schmerz vorstellen, den er empfände, in der Ungnade des Königs zu sterben; aber der König erlaubte Frau von Pompadour nur zu antworten, daß der König wohl das Vergangene vergessen wollte, aber nur in Bezug auf die Familie des Herzogs, welche auf die Güte des Königs rechnen könnte.

So war Ludwig XV.

V.

Kapitulation von Freiburg. — Rückkehr des Königs nach Paris. — Begeisterung der Pariser. — Frau von Chateauroux schreibt an Richelieu. — Das Schlafengehen der Königin. — Nächtliche Ausgänge Ludwigs XV. — Zusammenkunft des Königs mit Frau von Chateauroux. — Ungnade der Feinde der Herzogin. — Krankheit dieser.

Am 1. November kapitulirte Freiburg, der König unterzeichnete die Kapitulation, und indem er seinen Generälen die Sorge überließ, die Schlösser zu nehmen, ging er am 8. desselben Monats nach Paris, um dort seinen Triumpheinzug zu halten.

Der Feldzug 1742, 43 und 44 war nicht glücklich gewesen.

Der Rückzug Belle-Isles, so geschickt er auch sein mochte, hatte die Gemüther entmuthigt. Maillebois, den

man den General der Mathuriner nannte, hatte seinem Collegen Alles zu thun überlassen. Segur, Herr von Oberösterreich, hatte es geräumt; Broglie war so ziemlich ohne einen Streich zu führen aus Baiern geflohen; der Kaiser, den wir erwählt hatten, hatte nicht allein die Staaten verloren, welche wir ihm versprochen hatten, sondern auch noch einen Theil derer, die er besaß, und war der Gegenstand des Spottes von ganz Europa geworden. Die Besatzung von Eger, der letzte feste Platz, der uns in Böhmen blieb, war kriegsgefangen. Noailles hatte, durch die Schuld seines Neffen Grammont, König Georg II. bei der Schlacht von Eltingen entkommen lassen; seit zwei Jahren zogen wir uns von allen Seiten zurück, und der Parteigänger Mentzel hatte mehr als einen Zug über unsere Gränzen gemacht, indem er drohte, den Parisern die Ohren abzuschneiden. Das Volk erfuhr nur Nachrichten von Niederlagen, es sah nur besiegte Truppen, es war der Minister und der Generäle müde, aller, ausgenommen des Königs, auf den es noch hoffte, weil er Nichts gethan hatte. Seine Krankheit rührte, wie man sagte, von den Beschwerden her, die er bei der Armee erduldet hatte; man hatte geglaubt, daß er sterben würde, ein Wunder hatte ihm das Leben erhalten; so wenig Triumphe er auch vollbracht, trug daher dennoch Alles dazu bei, ihm einen triumphmäßigen Einzug vorzubereiten.

Es ist daher auch schwer, sich einen Begriff von der Begeisterung zu machen, welche den Einzug des Königs begleitete; die Bäume der Boulevards bogen sich unter den Zuschauern, die Fenster schienen mit Köpfen vermauert,

die Dächer waren damit bedeckt; man bespannte die Staatskutschen der Krönung mit prachtvollen, und die Köpfe mit Federbüschen geschmückten Pferden, welche diesen schönen und jungen Monarchen zogen, der, wenn er wollte, auf eine so huldreiche Weise lächelte. Alles das begeisterte das gerührte Volk, welches weinte, lief, indem es das Geld aufzuraffen vergaß, das man ihm zuwarf, um an die Schläge der Kutsche zu stürzen, um den König zu sehen, ihn nochmals zu sehen und zu rufen: Es lebe Ludwig der Vielgeliebte!

Frau von Chateauroux verließ gleichfalls ihr Hotel, aber vor aller Augen verborgen und verschleiert, denn der König hatte noch nicht weder auf ihre Briefe, noch auf die Uebersendung ihrer Kokarde geantwortet, so daß sie trotz den Versicherungen Richelieus noch nicht wußte, woran sie mit ihrem königlichen Geliebten war.

Sie schrieb daher auch an Richelieu, der sich damals in Montpellier befand:

„Er ist nach Paris gekommen, und ich vermag Ihnen nicht das Entzücken der guten Pariser zu schildern; so ungerecht sie auch gegen mich sind, so kann ich mich dennoch nicht enthalten, sie wegen ihrer Liebe für den König zu lieben; sie haben ihm den Namen des Vielgeliebten gegeben, und dieser Name löscht all ihr Unrecht gegen mich aus.

„. . . . . . . Aber glauben Sie, daß er mich noch liebt; er glaubt vielleicht, daß er zu viel Unrecht wieder gut zu machen hätte, und das ist es, was ihn abhält, zurückzukehren. Ach! er weiß nicht, daß Alles vergessen ist.

.... Ich habe dem Verlangen nicht widerstehen können, ihn zu sehen; ich habe mich so gekleidet, um nicht erkannt zu werden, und bin mit Mademoiselle Hebert auf seinem Wege gewesen.

„Ich habe ihn gesehen, er schien vergnügt und gerührt, er ist also eines zärtlichen Gefühles fähig, ich habe lange die Augen auf ihn geheftet, und, sehen Sie, was die Einbildung ist, ich habe geglaubt, daß er die Augen auf mich geworfen hätte und daß er mich zu erkennen suchte.

„Sein Wagen fuhr so langsam, daß ich Zeit hatte, ihn lange zu betrachten; ich vermag Ihnen nicht auszudrücken, was in meinem Innern vorging. Ich befand mich in der sehr gedrängten Menge, und ich warf mir zuweilen diesen Schritt für einen Mann vor, von dem ich so unmenschlich behandelt worden war, aber durch die Lobeserhebungen, welche man von ihm machte, durch die Ausrufe fortgerissen, welche die Trunkenheit der Freude allen Zuschauern entlockte, hatte ich nicht mehr die Kraft, mich mit mir zu beschäftigen.

„Eine einzige Stimme neben mir erinnerte mich an mein Unglück, indem sie mich auf eine beleidigende Weise nannte."

In der That, ein Mann, welcher Frau von Chateauroux erkannte, rief: Es lebe der König, und indem er sich nach ihr umwandte, spie er ihr ins Gesicht.

Dieser Einzug fand am 13. November statt.

Am selben Abend, da der König und die Königin in den Tuillerien schliefen, hörte man drei Mal an die Ver-

bindungsthür klopfen, welche von dem Könige zu der Königin führte. Nun weckten die diensthabenden Frauen Ihre Majestät und sagten ihr, daß sie glaubten, daß es der König wäre, der einzutreten verlangte, aber voll Traurigkeit lächelnd, sagte sie zu ihnen:

— Ah! Sie irren sich, legen Sie sich wieder zu Bett und schlafen Sie.

Aber die Frauen hatten sich kaum wieder zu Bett gelegt, als das Geräusch von Neuem begann.

Dieses Mal machten sie auf, aber fanden Niemand an der Thür, was veranlaßte, daß sie sich an der Thür des Königs erkundigten; aber man antwortete ihnen, daß der König in seinem Bette läge, und daß er kein Verlangen gezeigt hätte, zu der Königin zu gehen.

Es ist wahr, daß der König kein Verlangen gezeigt hatte, zu der Königin zu gehen, aber es war nicht wahr, daß sich der König in seinem Bette befand.

Der König war im Gegentheile aufgestanden, hatte die Tuillerien verlassen, war über den Pont-Royal gegangen und hatte sich incognito zu Frau von Chateauroux führen lassen, welche Straße du Bac, neben den Jacobinern wohnte.

Er wollte sie sehen, ihre Bedingungen, um an den Hof zurückzukehren, erfahren und sich bei ihr über das entschuldigen, was sich in Metz zugetragen hatte.

Zehn Minuten vorher, ehe man ihr den König meldete, als sie an seiner Rückkehr zweifelte, wäre Frau von Chateauroux zu glücklich gewesen, ohne Bedingungen nach Versailles zurückzukehren; aber jetzt, wo der König in ge-

wisser Art kam, sich zu ihrer Verfügung zu stellen, nahm sie ihren Stolz wieder an, und sprach nicht mehr als Verbannte, sondern als Gebieterin.

Bei seiner ersten Frage erlangte der König daher auch keine andere Antwort, als folgende:

— Sire, ich bin zufrieden, nicht auf Befehl Eurer Majestät in einem Gefängnisse zu vermodern, ich bin zufrieden, die Vortheile der Freiheit zu genießen, und mit ihr die Freuden des Privatlebens; es ist mir ebenso lieb, zu bleiben, wie ich bin und nicht an den Hof zurückzukehren, denn ich würde nur unter Bedingungen an ihn zurückkehren, welche Sie mir ohne Zweifel nicht bewilligen wollten.

— Hören Sie, Prinzessin, antwortete der König, folgen Sie mir, vergessen Sie Alles, was sich in Metz zugetragen hat, kehren Sie an den Hof zurück, wie, als ob nichts vorgefallen wäre; nehmen Sie noch heute Abend in Versailles Ihre Wohnung, und mit Ihrer Wohnung Ihre Stelle bei der Dauphine wieder ein.

Unglücklicherweise hatte der König eine Blöße gegeben, er kam nicht so wohlfeil davon.

Frau von Chateauroux verlangte, daß die Prinzen entfernt würden.

Aber der König antwortete, daß man das erste Unrecht gegen sie gehabt hätte, indem man ihnen seine Thür verschloß, daß sie daher auf jede Rache in Bezug auf die Prinzen verzichten müßte.

Frau von Chateauroux verlangte, daß Herr und Frau von Maurepas verbannt würden.

Aber der König antwortete, daß Herr von Maurepas,

mit dem er in zehn Minuten das machte, was er mit einem andern nicht in einem Tage machen würde, ihm zu nützlich bei seiner Arbeit wäre, als daß er sich entschließen könne, ihn zu verbannen.

Zum Mindesten würde er um Verzeihung bitten?

Es wurde verabredet, daß Herr von Maurepas um Verzeihung bitten sollte, und daß Frau von Chateauroux selbst andeutete, auf welche Weise dies zu geschehen habe.

Frau von Chateauroux verlangte, daß der Herzog von Chatillon, daß Herr von Bouillon, daß der Bischof von Soissons, daß der Vater Perusseau, daß La Rochefoucault und Valeroy verbannt würden.

— Ah! was diese anbetrifft, sagte der König, so überliefere ich sie Ihnen, und die Sache Chatillons ist bereits gemacht.

Er zeigte ihr in der That den Verhaftsbefehl, den er bereits vor einigen Tagen unterzeichnet hatte, und den er behalten hatte, um ihn ihr zu zeigen.

Nun war Alles vergessen, und so ganz vergessen, daß es nun Frau von Chateauroux war, welche der König mit einem heftigen Kopfweh und einem heftigen Fieber zurückließ, als er am folgenden Morgen die Straße du Bac verließ, um nach den Tuillerien zurückzukehren.

Am 20. November empfing Chatillon die Anzeige des Verhaftsbefehles und den Befehl, Paris zu verlassen, ohne Jemand zu sehen.

Was La Rochefoucault anbelangt, so befahl ihm ein Brief des Königs, bis auf neue Ordre auf seinen Gütern zu bleiben; dieser Brief war von dem Könige an Herrn von Maurepas adressirt.

Herr von Bouillon erhielt den Befehl, sich in das Herzogthum Albret zurückzuziehen, wo man ihm zur Wohnung ein verfallenes Gebäude bezeichnete, das seit zwei Hundert Jahren nicht bewohnt gewesen war.

Was Perusseau anbelangt, so wollte ihn der König auf dieselbe Weise bestrafen, auf welche er die arme Herzogin bestraft hatte: in seiner Gegenwart, und wie, als ob er nicht gewußt hätte, daß er anwesend wäre, ließ er den Superior des Noviciats der Jesuiten rufen, und unterhielt sich lange mit ihm. Dann, indem er von Zeit zu Zeit denselben Superior rufen ließ, sprach er einen Monat lang nicht mit dem Beichtvater, der sich in voller Ungnade glaubte, und da Jedermann ihn für gefallen hielt, so verließ ihn ein Theil der Beichtkinder in der Zwischenzeit.

Endlich hatte der König nach einem Monate Mitleid mit seiner Strafe und ließ ihm sagen, daß er nichts von seiner Gunst verloren hätte.

Herr von Soissons wurde, nicht durch einen schriftlichen Befehl, sondern mündlich in seine Diöcese verbannt.

Balleroy erhielt den Befehl, nach der Normandie zurückzukehren.

Herr von Maurepas, welcher, nachdem er der Vollstrecker aller dieser kleinen Rachen gewesen war, die Reihe an sich kommen fühlte, erhielt den Befehl, zu Frau von Chateauroux zu gehen, um ihr Genugthuung zu geben und sie einzuladen, nach Versailles zu kommen.

— Welche Rede muß ich der Frau von Chateauroux halten, Sire? fragte der Minister.

— Hier ist sie ganz aufgesetzt, mein Herr, antwortete der König.

Herr von Maurepas nahm die Rede und ging zu Frau von Chateauroux, aber der benachrichtigte Huissier antwortete, daß die Herzogin nicht zu Haus wäre.

Herr von Maurepas fragte nach Frau von Lauraguais, man gab ihm dieselbe Antwort, und nun sagte er, daß er im Namen des Königs käme, und man ließ ihn eintreten.

Frau von Chateauroux befand sich zu Bett; wie wir gesagt haben, hatte sie der König krank verlassen, und sie hatte sich nicht wieder erholt.

— Madame, sagte Herr von Maurepas, als er in das Zimmer trat, der König sendet mich, Ihnen zu sagen, daß er keine Kenntniß von dem hat, was sich in Bezug auf Sie während seiner vorigen Krankheit zugetragen hat, er hat immer für Sie dieselben Rücksichten, dieselbe Achtung gehabt, er bittet Sie dem zu Folge, an den Hof zurückzukehren, um Ihre Stelle, und Frau von Lauraguais die ihrige wieder einzunehmen.

— Mein Herr, antwortete die Herzogin, ich bin immer überzeugt gewesen, daß der König keinen Antheil an dem hatte, was sich in Bezug auf mich zugetragen hat, ich habe daher auch niemals aufgehört, für Seine Majestät dieselbe Ehrfurcht und dieselbe Anhänglichkeit zu haben; es thut mir leid, nicht im Stande zu sein, schon morgen dem Könige zu danken, aber ich werde es nächsten Sonnabend thun, denn ich werde geheilt sein.

Nun näherte sich Maurepas mit einer Geberde, welche den Wunsch andeutete, die Hand der Herzogin zu küssen.

Die Herzogin streckte die Hand aus, indem sie sagte:

—Das kostet nicht viel und ist ohne Bedeutung.

Herr von Maurepas entfernte sich, indem er sagte:

—Auf Sonnabend?

Und die Herzogin wiederholte:

—Auf Sonnabend.

Aber die arme Frau hatte versprochen, ohne den um Erlaubniß zu bitten, der das Leben der Menschen in seiner Hand hält; an diesem Sonnabend, an welchem sie wiederhergestellt sein sollte, befand sie sich weit kränker.

Von nun an verschlimmerte sich die Krankheit immer mehr; eilf Tage verflossen in Geistesabwesenheiten und in Rückkehr zur Besinnung, welche ihrer Lage einen fast verhängnißvollen Charakter verliehen; in ihrem Phantasiren rief sie aus, daß sie vergiftet wäre, und daß das Gift, welches sie genommen hätte, von Herrn von Maurepas käme. In ihren lichtvollen Augenblicken beichtete sie dem Vater Legaud, welcher zu sagen affectirte, daß er niemals eine mehr zum Sterben ergebene Büßende gesehen hätte.

Es war dies derselbe Languet, Pfarrer von Saint-Sulpice, der so streng gegen die arme Herzogin von Berry gewesen war, der dieser andern Magdalena das Viaticum überbrachte, aber weder der eine, noch der andere verlangte von der Herzogin von Chateauroux, daß sie ihre Leidenschaft opfere; ohne Zweifel ward ihr das angerechnet, was sie in Metz erduldet hatte.

Theils an den Armen, theils an den Füßen, ließ man

die Herzogin während ihrer Krankheit neun Mal zur Ader, nichts wirkte, mit jedem Tage war der Kopf mehr eingenommen, mit jedem Tage war das Phantasiren heftiger; bei jeder Rückkehr des Phantasirens wiederholte sie, daß sie vergiftet stürbe, daß das Gift ihr von Herrn von Maurepas käme, und daß es ihr in Rheims in einer Medizin beigebracht worden wäre.

Am 8. Dezember starb sie unter gräßlichen Krämpfen.

Die Leichenöffnung zeigte keine Spur von Vergiftung.

Zwei Tage nachher, am 10. Dezember 1744, wurde sie in der Sanct Michaelskapelle in Saint-Sulpice begraben.

Es war zwei Jahre, Tag vor Tag her, daß man die goldene Tabaksdose des Königs unter dem Kopfkissen der armen Herzogin gefunden hatte.

Der König war sehr betrübt über diesen Todesfall, und ging auf die Jagd, um sich zu zerstreuen. Am 8. hatte er in der Rathssitzung nicht bis an das Ende bleiben können; und da er Niemand sehen wollte, so schloß er sich mit Frau von Boufflers, Frau von Modena und Frau von Bellefonds in Trianon ein, um dort ganz nach seinem Gefallen zu weinen.

Die Königin hatte den Muth, ihrem Gatten zu schreiben, um ihn zu bitten, seinen Schmerz mit ihm theilen zu dürfen, aber der König ließ ihr durch Lebel antworten, daß er sie nur in Versailles sehen würde.

VI.

Heirath des Dauphins. — Er heirathet die Tochter Philipp V. und Elisabeths Farnese. — Befürchtungen des Herrn von Richelieu nach dem Tode der Frau von Chateauroux. — Schweigen des Königs. — Der Herzog erhält die Gunst Ludwig XV. — Frau von Flavacourt. — Frau von Rochechouart. — Von der Stadt Paris gegebene Feste. — Bürger und Bürgerinnen. — Der Ball der Stadt. — Die Jägerin. — Die Verkleidungen. — Der Fuß der Frau von Chateauroux. — Die Talente der Frau von Etioles. — Das Abendessen vom 22. April. — Herr Le Normand d'Etioles. — Der Briefwechsel des Gatten. — Der Briefwechsel des Königs. — Wiederanfang der Feindseligkeiten. — Engländer und Holländer. — Die Verhaftung des Herrn von Belle=Isle. — Moritz von Sachsen. — Die Schlacht von Fontenoy.

Das Jahr 1745 eröffnete sich mit der Verheirathung des Dauphin mit der Infantin Maria Theresia Antoinette Raphaele, Tochter Philipps V. und Elisabeths Farnese.

Paris war ganz im Feste, aber vielleicht hätte der König, tiefbetrübt über den Tod der Frau von Chateauroux, indem er einen heftigeren Anfall von jener Langenweile empfand, die der Krebs seines Lebens war, und welche die von der schönen Herzogin zurückgelassene Leere noch weit größer machte, an keinen Theil genommen, wenn Herr von Richelieu nicht von der Ständeversammlung von Languedoc zurückgekehrt wäre, um ihn wieder ein wenig zu erheitern.

Bei dem Tode der Frau von Chateauroux hatte Herr von Richelieu nicht allein ein großes Bedauern, sondern auch eine große Furcht gehabt. Frau von Chateaurour, eine vertraute Freundin des Herzogs, eine Frau von Ehre, auf die ein Freund rechnen konnte, hatte in einem besonderen Portefeuille den ganzen Briefwechsel des Herzogs, und Richelieu vernachlässigte in diesem Briefwechsel nicht, Rathschläge in Bezug auf den König zu geben; nun aber waren diese Rathschläge fast alle auf die königlichen Blößen berechnet; Richelieu rechnete bei weitem mehr auf die Laster des Königs, als auf seine Tugenden, um der schönen Favoritin Gewalt zu verschaffen. Der König war daher in dem Briefwechsel nicht geschont, und wenn Seine Majestät zufällig das Portefeuille fand, so lief Herr von Richelieu große Gefahr für seine Gunst.

Herr von Richelieu muß große Furcht gehabt haben, da er gesteht, daß er bei der Meldung von dem Tode der Frau von Chateauroux auf die Kniee sank, indem er mit einer Regung voll Religion und besonders voll Selbstsucht sagte:

—O, mein Gott! gib, daß der König nicht ein gewisses Portefeuille findet! . . .

Der König fand Nichts, oder that, als ob er Nichts gefunden hätte. Es ging daraus hervor, daß Herr von Richelieu, da er nicht von dem Portefeuille sprechen hörte und keinen Verhaftsbefehl kommen sah, sich wieder beruhigte und nach Paris zurückkehrte, wo ihn der König, den sein Geplauder außerordentlich belustigte, noch weit liebreicher als gewöhnlich empfing.

Wie man wohl begreifen wird, war die erste Sorge Richelieus, als er den König so traurig und so verlassen sah, ihm eine Gesellschafterin zu suchen; zuerst versuchte er sein Glück bei Frau von Flavacourt, das kam nicht aus der Familie des Königs heraus, er hatte bereits die vier Schwestern gehabt, es war ganz natürlich, daß er die fünfte hätte; er ging daher zu der schönen Marquise, und führte sie auf alle Weise in Versuchung; wollte sie Reichthümer, der König war der reichste Fürst von der Welt; war sie ehrgeizig, sie würde die Potentaten ihre Minister zu ihr senden sehen, um den Frieden oder den Krieg vorzubereiten; wollte sie ihre Familie befördern, sie würde die Quelle der Gnaden und der Aemter werden. Die Marquise blickte den Versucher lächelnd an.

—Das ist Alles sehr schön, sagte sie, ich weiß es, aber . . .

—Aber? . . . wiederholte der Herzog.

—Aber ich ziehe alle dem die Achtung meiner Zeitgenossen vor.

Und das war Alles, was der Herzog aus ihr herausbringen konnte.

Nun warf er sich auf die Marquise von Rochechouart zurück; sie war von dem Blute der Mortemarts, das heißt schön und geistreich, aber trotz ihres Verstandes und ihrer Schönheit scheiterte die Marquise von Rochechouart.

Der König wurde immer trauriger, immer langweiliger.

Der Herzog kam auf die Feste zurück.

Es waren ganz bürgerliche, von der Stadt Paris gegebene Feste, die aber darum nur um so origineller für einen an fürstliche Feste gewöhnten König waren. Die Zunftmeister vereinigten sich, und erbauten bald an einem, bald an einem andern Orte Ballsäle, heute auf dem Platze Vendôme, morgen auf dem Platze des Victoires, jeder brachte seinen Beitrag, die Zimmerleute erbauten den Saal, die Tapezirer möblirten ihn, die Porcelanhändler brachten ihre schönsten Vasen hinein, die Blumenhändler machten daraus einen Garten von Ispahan oder von Bagdad; auf diese Weise gelangte man durch die Vereinigung der Gewerbe zu einem Luxus, den das größte königliche Vermögen nicht zu erreichen vermocht hätte; die Weinhändler ließen unter diesen Blumen Brunnen von Champagner und von Bordeaux fließen; die Kaffewirthe zündeten Bassins von Punsch an, die Eishändler errichteten Alpen mit schneeiger Grundlage, und auf den Gipfeln mit jener rosigen Farbe gekrönt, welche die untergehende Sonne auf den Spitzen der Gebirge verbreitet; diese Feste waren etwas Wundervolles.

Aber, was den König vor Allem zerstreute, war die ungezwungene Heiterkeit der anfangs eingeschüchterten, aber bald durch ein Kompliment, durch ein Wort, durch ein Lächeln beruhigten Bürgerinnen, welche Allemanden und Anglaisen mit einer Lustigkeit und einem Eifer tanzten, wie er es niemals weder in Versailles noch in Trianon, noch in Choisy gesehen hatte.

Aber aus alle dem sollte das hervorgehen, was sein verwaistes Herz erwartete, eine neue Liebe.

Dieses Mal fand ein Maskenball auf dem Grèveplatz statt. Seit einiger Zeit war Alles orientalisch, und orientalisch, wie man es zu den Zeiten Ludwig XV. verstand; Galland hatte seine Tausend und Eine Nacht übersetzt, Montesquieu seine Persischen Briefe, Voltaire hatte Zaira aufführen lassen, es befanden sich daher auf diesem Balle eine Menge von Houris, eine Menge von Sultaninnen, eine Menge von Bayaderen, als in Mitte aller dieser Stoffe von Gold und Silberbrocat der König eine einfache Diana als Jägerin auf sich zukommen sah, welche den Bogen in der Hand und den Köcher auf der Schulter trug, einen runden und weißen Arm, ein feines Bein, die Hand einer Göttin zeigte; die schöne Diana war maskirt, und dennoch errieth der König an den sympathetischen Ausdünstungen, welche sie um sich herum verbreitete, daß sie keine Fremde wäre; sie sprach, und zeigte im Sprechen Perlenzähne, dann ließ sie durch diese Zähne eine ganze Welt von feinen Neckereien ausgezeichneter Koketterien, sinnreicher Schmeicheleien fallen; sie hatte die Maske noch nicht abgelegt, als der König

bereits in sie verliebt war, und als sie die Maske abgelegt, war es noch weit ärger, denn er erkannte in der schönen Diana die Nymphe des Waldes von Sénart, die, welche ihn bald von einem Pferde fortgetragen, bald halb liegend in einer jener Muscheln von Perlmutter erschienen war, die Boucher seiner Venus und seinen Amphytrites zum Wagen gab, kurz diese schöne Frau von Etioles, um deretwillen die arme Herzogin von Chateauroux eines Abends der Frau von Chevreuse den Fuß zertreten hatte.

Die Frauen haben solche Ahnungen.

Diese war weder eine vornehme Dame, wie die Vintimilles und die Maillys, von denen wir bereits gesprochen haben; sie war eben so wenig ein Mädchen aus dem Volke, wie Johanna Vaubernier, von der wir später sprechen werden; sie war Antoinette Poisson; die Einen sagten, daß sie die Tochter eines reichen Pächters von la Ferté-sous-Jouarre wäre, die Andern behaupteten, daß ein Fleischer der Invaliden ihr Vater sei; wie dem auch sein möge, sie hatte Herrn Le Normand von Etioles, den reichsten Generalpächter geheirathet, sie war 22 Jahre alt, sie war vollkommen musikalisch, sie warf reizende Landschaften auf die Leinwand, herrliche Pastelgemälde auf das Papier, sie liebte die Jagd, die Lustbarkeiten, den Aufwand, die Künste; sie hatte etwas von der Venus und von der Magdalena; kurz, sie war die Frau, welche Herr von Richelieu vergebens gesucht hatte, und die sich von selbst anzubieten kam.

Ein Abendessen wurde zwischen dem König und der Frau von Etioles angeordnet; Binet, ein Verwandter der

schönen Diana und Kammerdiener des Dauphins, wurde der Vermittler dieser neuen Liebschaft, dieses Abendessen fand am 22. April 1745 statt, Herr von Luxemburg und Herr von Richelieu wohnten demselben bei.

Jener vollkommene Tact des Hofmannes, welcher Richelieu niemals verrathen hatte, fehlte ihm dieses Mal, er sah in Frau von Etioles weder das, was in ihr lag, noch das, was in ihr liegen würde, er war kalt für sie, geringschätzend für ihren Verstand, gefühllos gegen ihre Schönheit; sie verzieh es ihm niemals.

Das Abendessen war sehr lustig und die Nacht sehr lang, der König verließ Frau von Etioles erst am folgenden Morgen um 11 Uhr, sie bewohnte die ehemalige Wohnung der Frau von Mailly.

Welch schwermüthige Memoiren würden die Wände gewisser Zimmer schreiben, wenn die Wände schreiben könnten!

Von diesem Augenblicke an bildeten sich zwei sehr verschiedene Parteien an dem Hofe, die Partei des Dauphins, welche man die Partei der Frommen nannte, und die der neuen Favoritin.

Alles das trug sich zu, während sich Herr Le Normand, der seine Frau anbetete, auf dem Gute des Herrn von Lavallette, eines seiner Freunde befand, wohin er gegangen war, um das Osterfest zuzubringen; dort erfuhr er durch Herrn von Tourneham, daß seine Frau sein Haus verlassen hätte, Versailles bewohnte und erklärte Maitresse wäre. Man mußte alle Waffen von ihm entfernen, er war in Verzweiflung und wollte sich das

Leben nehmen; in seinem Schmerze schrieb er einen Brief an seine Frau, und beauftragte Herrn von Tourneham damit, ihn zu überbringen.

Das erste, was Frau von Etioles that, war diesen Brief dem Könige zu zeigen, der ihn mit vieler Aufmerksamkeit las und ihr ihn mit den Worten zurückgab:

— Was Sie da für einen rechtschaffenen Gatten haben, Madame!

Die Stellung der Frau von Etioles war von dem ersten Augenblicke an festgestellt, am 9. Juli 1745, das heißt kaum drei Monate nach jenem kleinen Abendessen, dem Herr von Luxemburg und Herr von Richelieu beiwohnten, hatte ihr der König bereits achtzig Briefe geschrieben.

Diese Briefe waren mit einem Petschafte versiegelt, welches folgende Worte führte: Verschwiegen und treu.

Am 15. September desselben Jahres wurde Frau von Etioles um 6 Uhr Abends durch die Frau Prinzessin von Conti vorgestellt, welche diese Ehre in Anspruch genommen hatte.

Frau von Etioles fing wie Frau von Chateauroux damit an, ihren Geliebten aufzufordern, bei der Eröffnung des Feldzuges das Commando der Armee selbst zu übernehmen, aber gewandter, als die Herzogin, verlangte sie nicht, ihn dahin zu begleiten.

Trotz dem Tode Karl Alberts, der am 20. Januar eingetreten war, welcher Tod uns erlaubte, Maria Theresia anzuerkennen, hatte der Krieg wieder begonnen, und

stand besonders im Begriffe, mit mehr Erbitterung als jemals wieder zu beginnen. Die nordischen Kabinette wollten unsern diplomatischen Einfluß sinken lassen, sie wollten unsere Nationalität herabsetzen.

Die Coalition war vollständig, die Holländer hatten sich den Engländern und den Oesterreichern angeschlossen, es war nochmals dasselbe Bündniß, gegen welches Ludwig XIV. gekämpft hatte, gegen welches Ludwig XV. kämpfte, gegen welches die Republik und das Kaiserreich kämpfen sollten, gegen welches wir binnen kurzem von Neuen kämpfen werden.

Die Engländer hatten große Zurüstungen gemacht, sie hatten auf dem Gebiete von Holland zwanzig englische und schottische Bataillone, sechs und zwanzig Schwadronen, fünf hannöverische Regimenter gelandet, die fünfzehn Tausend Mann bildeten, und sechszehn starke Schwadronen hatten sich mit den Engländern vereinigt; die Generalstaaten hatten sechs und zwanzig Bataillone und vierzig Schwadronen geliefert, endlich hatte Oesterreich acht Schwadronen leichter Cavalerie und ungarischer Husaren gesandt.

Der Prinz Karl hatte außerdem am Rheine eine Armee von achtzig Tausend Mann, die nächstens auf Hundert Tausend erhoben werden sollte.

Der Herzog von Cumberland commandirte die Engländer, die Holländer und die Hannoveraner.

Die französische Regierung that gleichfalls Wunder, um ein stattliches Heer aufzustellen. Unsere beiden großen Organisirer waren unglücklicher Weise nicht mehr da. Zu

einer Unterhandlung nach Berlin gesandt, waren der Graf und der Chevalier von Belle-Isle verhaftet und nach England geführt worden, man versammelte nichts desto weniger Hundert und sechs Bataillone, zwei und siebenzig vollständige Schwadronen und siebzehn Freicompagnien.

Diese Armee, welche den Namen der Armee von Flandern annahm, wurde unter das Commando des Marschalls von Sachsen gestellt.

Unglücklicher Weise war der Marschall von Sachsen von einer Wassersucht befallen. Als man ihn in Paris sich kaum fortschleppen sah, machte man ihm seine Schwäche bemerklich; aber er begnügte sich zu antworten, daß es sich nicht darum handelte zu leben, sondern aufzubrechen.

Er war in der That sterbend bei dem Heere angekommen.

Der König befand sich am 7. Mai in Pont-Achain. Am folgenden Tage besuchte er das Schlachtfeld, welches der Marschall gewählt hatte; denn durch die Stellung der beiden Armeen sah sich der Feind gezwungen, den Kampf so anzunehmen, als der Marschall ihm denselben bot, oder Tournai nehmen zu lassen.

Das Schlachtfeld bezeugte den großen Krieger; Alles war für den Sieg vorbereitet, Alles war für die Niederlage vorausgesehen; es war eine mit Hohlwegen durchzogene Ebene, die zwischen Fontenoy und dem Walde von Barri eingeschlossen war, und die, indem sie sich nachher ausdehnte, unserer Linie eine Entwickelung von ungefähr drei Viertel Meilen erlaubte. So aufgestellt, stützte die

Armee ihre Rechte auf Antoin, ihre Linke an den Wald von Barri; ihre ganze Fronte, von der Fontenoy das Centrum bildete, war mit Schanzen bedeckt. Besonders Antoin war befestigt und mit Verhauen von Bäumen umgeben worden; außerdem nahm eine jenseits der Schelde aufgestellte Batterie von sechs Stücken Sechszehnpfündern jedes Heer von der Seite, das versucht hätte, in die Ebene vorzurücken, welche Antoin von Péronne trennt; was die äußerste Rechte des Waldes von Barri betrifft, so war sie von zwei Schanzen beschützt, die Fontenoy nahe genug waren, daß sich ihre Feuer mit denen von Châville kreuzten. Da nun aber Antoin nur von der Ebene von Péronne angegriffen werden konnte, da man die französische Armee nur erreichen konnte, wenn man durch den Engpaß von Fontenoy zog, so mußte der Feind, von welcher Seite er sich auch zeigte, sich für einen zweifelhaften Sieg einer Niederlage aussetzen.

Außerdem hatte der Marschall von Sachsen für den Fall eines Unglücks vor der Brücke von Calonne, der einzigen, auf welcher man über die Schelde gehen konnte, einen Brückenkopf mit doppeltem Hornwerk errichtet, in welchem er sechs Tausend Mann frischer Truppen gelassen hatte. Sobald die Gefahr zu drohend würde, sollten der König und der Dauphin sich daher über die Brücke zurückziehen, unter deren Verschanzungen die Armee, so nahe sie auch verfolgt werden möchte, sich vollkommen wieder sammeln konnte.

Die Verbündeten waren ihrer Seits in zwei Abtheilungen getheilt, um zugleich den beiden im Voraus be-

schlossenen Angriffspunkten die Spitze zu bieten. Der junge Prinz von Waldeck bedrohte mit den Holländern Antoin; die Engländer und die Hannoveraner, unter den Befehlen des Herzogs von Cumberland, bereiteten sich vor, den Engpaß von Fontenoy zu nehmen, und bildeten einen ungeheuren Halbkreis um unsere Armee herum, indem sie ihre Linke auf Péronne, und ihre Rechte auf Barri stützten. Die beiden Armeen verwandten den Tag des 10. und die Nacht des 11. darauf, ihre Zurüstungen zu treffen.

Der König brachte den 10 bei dem Marschall von Sachsen zu, der auf seinem ausdrücklichen Befehl liegen geblieben war. Der Marschall war von einer zu dem dritten Grade gelangten Wassersucht befallen, und hatte sich gegen das Abzapfen geweigert, aus Furcht, daß die Operation, wenn sie schlecht ausfiele, ihn verhindern möge, der Schlacht beizuwohnen. Dennoch war er sehr heiter, da er große Hoffnung für den Erfolg des folgenden Tages hatte. Der König war gleichfalls voll Vertrauen und Heiterkeit. Das Gespräch fiel auf die Schlachten, bei denen sich die Könige von Frankreich in Person befunden hatten. Der König erinnerte nun die Anwesenden daran, daß seit der Schlacht von Poitiers kein König von Frankreich mit seinem Sohne gekämpft hätte, und daß seit der, von dem heiligen Ludwig gewonnenen Schlacht von Taillebourg keiner seiner Nachkommen wichtige Siege gegen die Engländer davongetragen hätte; das hieß zwei Genugthuungen für eine nehmen.

Ludwig XV. verließ den Marschall von Sachsen gegen eilf Uhr, und kehrte mit dem Dauphin in seine Woh-

nung zurück. Beide brachten die Nacht in demselben Zimmer zu. Um 4 Uhr stand der König auf, und weckte selbst den Kriegsminister, Grafen von Argenson, den er sogleich an den Marschall absandte, um seine letzten Befehle in Empfang zu nehmen. Er fand den Grafen von Sachsen in einem Wagen von Weidenruthen liegen, in welchem er sich wie in seinem Bette ausstrecken konnte, um sich nicht im Voraus und vergebens zu ermüden; er gedachte, erst im Augenblicke der Schlacht selbst zu Pferde zu steigen. Der Marschall ließ dem Könige sagen, daß er für Alles gesorgt hätte, und daß er kommen könnte. Der König, welcher in Calonne geschlafen hatte, stieg mit dem Dauphin zu Pferde, ging über die vor la Justice-de-Notre-Dame-aux-Bois, ohngefähr drei Viertelmeile weit von der Brücke von Calonne, und fünfzig Schritte weit hinter unserer dritten Schlachtlinie, befindliche Brücke.

Um fünf Uhr meldete man dem Marschall, daß sich der Feind in Bewegung setze, nun ließ er sich nach der ersten Linie fahren, die folgendermaßen aufgestellt war: neun Bataillone bewachten Antoin, zur Linken bis nach dem Hohlwege von Fontenoy, fünfzehn Bataillone bildeten die Linke und erstreckten sich hinter dem Walde von Barri bis nach Gauvin; die ganze Cavallerie nahm dahinter eine der der Infanterie gleiche Fronte ein, auf zwei Linien, hinter dem Centrum und der Linken, und auf einer Linie hinter der Rechten, ein Bataillon Parteigänger, welche die Grassins genannt worden waren, waren als Scharfschützen in dem Walde von Barri verbreitet.

Der Marschall von Sachsen näherte sich dem Feinde

bis auf Kanonenschußweite, um seine Stellung zu erforschen. Der Marschall von Noailles kam nun zu ihm, um ihm Bericht über ein Werk abzustatten, das er während der Nacht zu dem Zwecke hatte ausführen lassen, die erste Schanze zur Rechten mit dem Dorfe von Fontenoy zu verbinden. Der Herzog von Grammont, der Neffe des Marschalls von Noailles, hielt hinter ihm zu Pferde. Der Marschall von Sachsen hörte den Bericht an, billigte Alles, und da er sah, daß die Schlacht im Begriffe stand, zu beginnen, forderte er Herrn von Noailles auf, sich auf seinen Posten zu begeben; indem sich dieser nun nach seinem Neffen umwandte, sagte er zu ihm: Herr von Grammont, Ihr Platz ist bei dem Könige, gehen Sie, ihm zu sagen, daß ich glücklich sein würde, heute für seinen Dienst zu siegen oder zu sterben.

Der Onkel und der Neffe umarmten sich, als sich plötzlich der Donner der Kanonen hören ließ, und der Herzog von Grammont, der sich zwischen dem Marschall von Noailles und dem Marschall von Sachsen befand, fiel von der ersten Kugel in zwei Stücken zerrissen.

Herr von Noailles machte eine Bewegung, um ihm zu Hülfe zu kommen; aber Alles war vergebens, der Tod hatte bereits seine traurige Ernte begonnen. Der Marschall schüttelte traurig den Kopf und setzte sein Pferd in Galopp. Im selben Augenblicke entflammte sich die ganze französische Linie und antwortete durch ein allgemeines Feuer.

Bald blieb man nicht mehr bei dem Kanonenfeuer

stehen, man wurde handgemein. Die Holländer richteten zwei Angriffe auf Antoin, und sie wurden beide Mal zurückgeschlagen. Bei dem zweiten Angriffe wurde eine Schwadron durch ein Kreuzfeuer der hinter der Schelde aufgestellten Batterie, und einer andern vor Antoin aufgestellten Batterie fast gänzlich aufgerieben, es blieben nur noch zwölf Mann davon übrig.

Was die drei Male von Fontenoy zurückgeschlagenen Engländer anbetrifft, so waren sie drei Male zum Angriffe zurückgekehrt, und bildeten sich wieder, um einen neuen Angriff zu versuchen.

Der Herzog von Cumberland hatte bemerkt, daß die Franzosen ihren Vortheil dem Kreuzfeuer ihrer Artillerie verdankten. Dem zu Folge befahl er einem Generalmajor, Namens Ingolsby, sich des Waldes von Barri zu bemächtigen und die beiden Schanzen zu nehmen. Der General stieß auf das Bataillon der Grassins; er glaubte mit einer ganzen Brigade zu thun zu haben, zog sich zurück und verlangte von dem Herzoge Verstärkung, der ihn verhaften ließ.

Die aus dem Walde gethanen Schüsse hatten den Marschall von Sachsen bestimmt, zwei Bataillone dorthin zu senden. Entschlossen, den Hohlweg zu nehmen, bildete Herr von Cumberland eine Colonne Infanterie von zwanzig Tausend Engländern und Hannoveranern, und stellte sechs Kanonen an die Spitze und in das Centrum seiner Colonne.

Die französischen und die Schweizergarden, durch einen Hohlweg beschützt, glaubten, nur mit einer von einem Ba-

taillon unterstützten Batterie zu thun zu haben; sie beschlossen, sie zu nehmen; aber auf der Höhe angelangt, fanden sie eine Armee, sechzig Grenadiere und sechs Offiziere wurden zu Boden gestreckt. Sie nahmen ihre Stellung wieder ein, und die feindliche Colonne erschien auf der Höhe des Hohlweges.

Sie näherte sich langsam, das Gewehr im Arm und mit brennender Lunte, ohne daß die französischen Garden und die Schweizergarden, die nicht einer gegen zehn waren, einen Schritt thaten, um zurückzuweichen.

Auf fünfzig Schritt weit gekommen, grüßten die englischen Offiziere, an deren Spitze sich die Herren Campbell, von Abermale, von Churchill befanden, mit dem Hute. Der Graf von Chabannes und der Herzog von Biron, die aus den Reihen hervorgetreten waren, um ihnen entgegenzugehen, und alle Offiziere erwiderten den Gruß.

Nun trat Mylord Charles Hoy, Kapitän der englischen Garden, vier Schritte vor und rief:

— Ihr Herren französischen Garden, schießt!

Bei diesen Worten that der Graf von Hauteroche, Lieutenant der Grenadiere, gleichfalls vier Schritte vor, und antwortete mit lauter Stimme:

— Meine Herren, wir schießen niemals zuerst. — Schießt Ihr selbst, wenn es Euch beliebt.

Und er setzte seinen Hut wieder auf, den er bis dahin in der Hand gehalten hatte.

Sogleich donnerten die sechs Kanonen, und das Gewehrfeuer begann divisionsweise. Neunzehn Offiziere der Garden und drei Hundert achtzig Soldaten, der Oberst

der Schweizer, Herr von Courten, sein Obristlieutenant, vierzehn Offiziere und zwei Hundert fünfundsiebenzig Soldaten fielen bei diesem ersten Feuer getödtet oder verwundet. Die Herren von Clisson, von Langey und von Peyrie waren todt.

Die englische Colonne rückte nun im Sturmschritte vor.

Das königliche Regiment beschützte den Rückzug der Garden, die sich hinter ihm wieder bildeten, und vereinigten sich selbst unter einer von dem Regimente des Königs vertheidigten Schanze.

Die Colonne rückte immer in demselben Schritte heran, indem sie im Marsche schoß, und das mit einer solchen Ordnung, daß man die Majors ihre Stöcke auf die Gewehre der Soldaten legen sah, damit sie richtig in der Menschenhöhe schössen.

Die Schanzen des Waldes von Barri und von Fontenoy beschossen die marschirende Colonne beständig; aber sie warf Alles nieder, was sich ihrer Fronte entgegenstellte. Verwirrung war in der französischen Armee entstanden. Der Marschall vergaß seine Schmerzen, er ließ sich ein Pferd vorführen, und bestieg es. Da er nicht die Kraft hatte, einen Panzer zu tragen, so nahm er einen kleinen Schild von wattirtem Taffet an seinen Arm, den er sogleich wieder wegwarf, da diese Last, so leicht sie auch sein mochte, noch zu schwer für ihn war.

Der Feind war an den Batterien von Fontenoy vorübergekommen, denen es an Kugeln mangelte, und die mit

Pulver schossen, um den Verbündeten nicht sehen zu lassen, daß es ihnen daran fehlte.

Der Marschall sandte den Marquis von Meuse an den König ab, um ihm zu sagen, über die Brücke zurückzugehen. Herr von Meuse fand den König regungslos mitten unter den Flüchtlingen.

—Ich bin überzeugt, daß der Marschall thun wird, was nöthig ist, antwortete Ludwig XV. dem Marquis; aber ich werde bleiben, wo ich bin.

Die Colonne rückte immerfort heran.

Die Flüchtlinge trennten einen Augenblick lang den König von dem Dauphin.

Der Graf von Aché kam, den König inständigst zu bitten, sich zu entfernen. Der eine Fuß des Herrn von Aché war von einer Kugel zerschmettert, und er wurde in Gegenwart des Königs vor Schmerz ohnmächtig.

—Wie ist es möglich, daß solche Truppen nicht siegreich sind? sagte Moritz von Sachsen, als er Herrn von Guerrchy und das Regiment der Schiffe die englische Colonne mit dem Bayonnette angreifen sah.

Die Colonne war nur noch sechs Hundert Schritte weit von dem Könige entfernt, welcher dem Herzoge von Harcourt erklärte, daß er entschlossen wäre, da zu sterben, wo er wäre.

In diesem Augenblicke eilte der Herzog von Richelieu, der Adjutant Ludwigs XV. herbei.

—Was giebt es? rief der Herzog von Noailles aus, als er ihn erblickte, und welche Nachricht überbringen Sie?

—Ich überbringe die Nachricht, daß die Schlacht ge-

wonnen ist, wenn man es will, sagte der Herzog; der Feind selbst ist erstaunt über seinen Sieg; er weiß nicht mehr, ob er weiter gehen soll, denn er ist nicht von seiner Cavallerie unterstützt. Man lasse eine Batterie gegen ihn vorrücken, die Schanzen von Barri und von Fontenoy, die jetzt Kugeln haben, mögen ihr Feuer verdoppeln, und fallen wir Alle miteinander über ihn her.

— Sehr wohl, sagte der König. Stellen Sie sich an die Spitze meiner Leibwache, Herr von Richelieu, und geben Sie das Beispiel.

Herr von Richelieu brach im Galopp auf, Herr von Péquigny begegnete vier Kanonen, die man zurückführte; der Herzog von Chaulnes sammelte seine Chevaulegers, Herr von Soubise seine Gensd'armen, Herr von Grille seine Grenadiere zu Pferde, Herr von Biron behielt Antoin mit dem Regiment von Piemont besetzt.

Die Colonne war nur noch Hundert Schritte weit von der Batterie, welche man auf den Rath des Herrn von Richelieu errichtet hatte. Plötzlich demaskirte sie sich und gab Feuer. Fontenoy und Barri donnerten zu gleicher Zeit, die französische Infanterie griff die Colonne von der Seite an, welche die Leibwache des Königs, die Gensd'armerie und die Karabiniers von vorn angriffen.

Noch einen Augenblick lang war der Erfolg zweifelhaft. Die riesenhafte Colonne bot nach allen Seiten die Spitze.

Endlich begann das Regiment Normandie einzubrechen, dann die Irländer, dann das Regiment Royal. Bald sah man die Schlange sich winden, in drei Stücken zerschnitten,

sich abkämpfen, und die Colonne that ihren ersten Schrit zurück.

Nun verdoppelte jeder den Muth, die ganze Armee hatte acht Stunden der Niederlage zu rächen. Die beständig beunruhigte Colonne verwandelte am Ende ihren Rückzug in eine unordentliche Flucht.

Alles wurde vernichtet oder gefangen genommen; nicht einer von diesen fünfzehn bis achtzehn Tausend Mann wäre davon gekommen, wenn die Cavalerie nicht gekommen wäre, sie zu unterstützen.

Ludwig XV. hatte sein Pferd in Galopp gesetzt, und sprengte von Regiment zu Regiment. Ueberall hörte man dort Siegesgeschrei, wo man eine Viertelstunde zuvor nur Geheul der Wuth und Röcheln des Todeskampfes hörte; die Soldaten warfen ihre Hüte in die Luft; die von Kugeln durchlöcherten Fahnen verneigten sich, die Verwundeten richteten sich auf, um noch eine Geberde mit der Hand zu machen; es war ein allgemeiner Jubel.

Der Marschall von Sachsen ließ sich von seinem Pferde gleiten, und fiel vor dem Könige auf die Knie.

—Sire, sagte er, jetzt kann ich sterben; ich wünschte nur zu leben, um Eure Majestät siegreich zu sehen. Jetzt wissen Sie, wovon die Schlachten abhängen.

Der König hob den Marschall auf und umarmte ihn im Angesichte der ganzen Armee.

Die Schlacht von Fontenoy eröffnete eine Reihe von Siegen, welche am Ende den Frieden von Aachen herbeiführten.

Am 23. Mai nahm der König Tournay, und zehn Tage nachher die Citadelle.

Am 18. Juli nahm der Graf von Lowendahl Gent mit Sturm.

Am 22. öffnete Brügge dem Marquis von Souvré seine Thore.

Am 1. August bemächtigte sich der König Oudenardes; Dendermonde ergab sich dem Herzoge von Harcourt, Ostende und Nieuport dem Grafen von Lowendahl, und Alts dem Marquis von Clermont Galleraude.

Mit der Einnahme dieser letzten Stadt war der Feldzug von 1745 geschlossen, der von 1746 eröffnete sich am 20. Februar durch die Einnahme von Brüssel, in welches der König am 4. Mai seinen Einzug hielt.

Der König stellte sich an die Spitze seiner Armee, und rückte gegen Löwen, Liers, Arschot, Herentals und die Feste Sanct Margareuite, die ohne Schwertstreich übergeben wurden.

Am 20. Mai wurde die Stadt Antwerpen genommen, am 30. die Citadelle.

Am 20. Juli ergab sich Mons, am 2. August Charleroy, am 19. Dezember Namur.

Endlich, um den Feldzug von 1746 durch einen glänzenden Streich zu beendigen, gewann der Marschall von Sachsen am 11. October die Schlacht von Raucoux, tödtete dem Feinde 12,000 Mann, nahm ihm 3000 Gefangene ab, und verlor keine 1100 Mann.

Der Feldzug von 1747 eröffnete sich durch den Einzug der Truppen in Seeland und durch die Einnahme

der Feste Sluis und Dislendick durch den Grafen von Lowendahl.

Am 24. April wurden la Perle und von Liefkenskonch von Herrn von Contades genommen.

Am 1. Mai bemächtigte sich Herr von Montmorin der Feste Philippine, und am 15. September nahm der Graf Lowendahl das uneinnehmbare Bergen-op-Zoom.

Das für das Jahr 1747.

Endlich wurde am 13. April 1748 Mastricht belagert und ergab sich am 4. Mai.

Der König hatte zu dem Marschall von Sachsen gesagt:

— Warum machen die Verbündeten, trotz ihrer Niederlagen, keinen Frieden, Marschall?

Der Marschall hatte auf die lakonische Weise, die ihn charakterisirte, geantwortet:

— Sire, in Mastricht.

In der That, sobald sich Mastricht den Franzosen ergeben hatte, hörten in Italien die Feindseligken zwischen dem Herzoge von Richelieu und dem Grafen von Browe auf.

Die Königin von Ungarn, der König von Spanien und die Republik Genua traten den nach der Uebergabe von Mastricht zwischen dem Könige von Frankreich, von England und Holland abgeschlossenen Friedenspräleminarien bei, welche den am 18. October 1748 unterzeichneten Frieden von Aachen herbeiführten.

Hier sind die Veränderungen, welche der Frieden von Aachen in dem europäischen Gleichgewichte veranlaßte.

Don Carlos erhielt die Bestätigung des Königreiches der beiden Sicilien; der Herzog von Modena, der Mademoiselle von Valois, die Tochter des Regenten, geheirathet hatte, wurde wieder in den Besitz seiner Staaten gesetzt; endlich erlangte der Infant Don Philipp die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla.

Der König von Preußen, der den Krieg angefangen hatte, war der, welcher den meisten Nutzen daraus zog. Er behielt Schlesien, das er erobert hatte, und befand sich plötzlich durch diese Vermehrung von Gebiet, und auch durch die strenge Sparsamkeit Friedrichs I., seines Vaters, an der Spitze einer mächtigen Nation.

Endlich erlangte der Herzog von Savoyen, als Belohnung seines Bündnisses mit der Kaiserin, einen Theil von Mailand.

Wie man sieht, hatte der Marquis von Saint-Séverin, der Gesandte Frankreichs bei dem Congresse von Aachen, die Anempfehlungen seines Herrn genau befolgt.

Ludwig XV. hatte als König, und nicht als Kaufmann unterhandeln wollen.

Während dieser Zeit hatte das Unternehmen des Prinzen Karl Eduard in Schottland stattgefunden.

Der Tod König Philipp V. von Spanien in Buen-Retiro.

Der Tod des Grafen von Bonneval in Constantinopel.

Der Tod des Chevalier von Belle-Isle, der bei dem Angriffe des Walles von Exiles fiel.

Endlich der des Herrn von Vintimille, Erzbischofes

von Paris, mit dem uns zu beschäftigen wir mehrere Male Gelegenheit gehabt haben, und mit dem wir uns ein letztes Mal beschäftigen.

Da das Unternehmen des Prinzen Karl Eduard sich an unsere Stellung mit England knüpfte, so war sie von Frankreich ermuthigt. Es war eine mächtige Diversion, welche die Regierung König Ludwig XV. versuchte.

Der von Nantes auf dem Schiffe la Doutelle aufgebrochene, gegen Ende August auf der Insel Barra, einer der Hebriden, angekommene Prätendent begab sich von dort aus, ohne andere Unterstützung, als seinen Namen, ohne andere Fahne, als einen Fetzen von Frankreich mitgebrachten Taffets, ohne andere Armee, als sieben Offiziere, ohne anderes Material, als neun Hundert Gewehre, nach Schottland, und landete am 25. Juli 1745 in Moidart.

Die Männer, welche ihn begleiteten, verdienen, daß ihre Namen durch die Geschichte aufbewahrt werden. Das Andenken, welches die Nachwelt großen Aufopferungen bewilligt, ist oft ihre einzige Belohnung; so beschränkt wir auch durch den Raum sein mögen, so werden wir doch die Aufopferung nicht des Preises berauben, der ihnen gebührt. Gewisse Herzen würden zu unglücklich sein, wenn sie, der Undankbarkeit der Könige so ziemlich gewiß, auch noch das Vergessen des Geschichtsschreibers zu fürchten hätten.

Diese sieben Männer waren der Marquis von Tullibardine, wegen des Antheils geächtet, den er bereits an dem Aufstande von 1715 genommen hatte; Sir Thomas Shéridan, ehemaliger Erzieher des Prinzen; Sir John Mac-Donald, Offizier in spanischen Diensten, Sir Francis

Strickland, englischer Edelmann, dieser selbe Kelly, der in die Angelegenheit verwickelt war, welche das Complott des Bischofs von Rochester genannt wurde; Oeneas Mac-Donald, Bankier von Paris; endlich Buchanan, der von dem Kardinal von Tincin beauftragt gewesen war, dem Prinzen Karl in Rom die Einladung zu überbringen, sich nach Frankreich zu begeben.

Ein achter Diener schloß sich ihm fast sogleich nach seiner Landung an. Dieser hieß gleichfalls Mac-Donald, nur hat er besonders für uns Franzosen einen besonderen Anspruch auf Verherrlichung.

Er war der Vater unseres berühmten Marschalls Mac-Donald.

Einer der sieben Edelleute, welche sich, als die ersten, dem Prinzen Karl anschlossen, und die man die sieben Männer von Moidart nannte, hat eine so reizende und so ungekünstelte Beschreibung von dieser Landung hinterlassen, daß wir uns damit begnügen, sie zu übersetzen.

„Unsere Neugierde, sagte er, war durch den Anblick der Doutelle erregt worden, die in den Hafen eingelaufen war. Wir eilten daher an das Ufer, um Neuigkeiten zu erfahren. Als die Schaluppe des Schiffes sah, daß wir Zeichen machten, kam sie zu uns. Wir wurden auf der Stelle an Bord geführt, und unsere Herzen schwammen in Wonne, als wir uns diesem Prinzen so nahe sahen, dessen Gegenwart in Schottland so sehr ersehnt war. An Bord angekommen, fanden wir auf dem Verdecke ein großes, von Stangen getragenes Zelt, unter welchem sich Weine und Liköre befanden. Dort wurden wir voll Freu-

den von dem Marquis von Tullibardine empfangen, den einige unter uns während des ersten Unternehmens vom Jahre 1715 gekannt hatten.

„Während der Marquis mit uns sprach, verschwand Clanranald, welcher, wie wir verstanden, in die Kajüte des Prinzen gerufen worden war, wo er ohngefähr drei Stunden blieb. Wir erwarteten nicht, Seine Hoheit an diesem Abende zu sehen, als eine halbe Stunde nach der Rückkehr Clanranalds zu uns wir einen jungen Mann von dem angenehmsten Aeußern, in einem ganz einfachen schwarzen Anzuge, mit einem Hemde ohne Manschetten und ohne Busenstreifen, welches Hemd nicht einmal sehr sauber war, einem mit einem silbernen Knopfe befestigten Hemdenkragen, einer blonden Perrücke, einem Hute ohne Borte mit einem leinenen Bande, von dem ein Ende an dem Knopfe seines Rockes befestigt war, schwarzen Strümpfen und kupfernen Schnallen an seinen Schuhen, unter das Zelt eintreten sahen. Sobald ich ihn erblickte, schwellte eine Ahnung mein Herz; als er das sah, sagte ein Geistlicher, Namens Obrian, uns auf der Stelle, daß der junge Mann ein anderer englischer Geistlicher wäre, der seit langer Zeit die Bergbewohner zu sehen und sich mit ihnen zu unterhalten wünschte.

„Als dieser junge Mann eintrat, verbot Obrian, ohne Zweifel, um seinen Worten noch mehr Glauben zu verleihen, daß irgend Jemand von uns aufstände. Der junge Geistliche grüßte im Eintreten Niemand, und wir selbst grüßten ihn nur aus der Ferne. Der Zufall wollte, daß ich in dem Augenblicke stand, als er eintrat. Sei es nun

Zufall, oder sei es Sympathie, er kam gerade auf mich zu, setzte sich neben mich, und indem er auf der Stelle wieder aufstand, ließ er mich an seiner Seite auf eine Kiste setzen; indem ich ihn nun nur für einen Fremden oder für einen einfachen Geistlichen hielt, obgleich auf dem Grunde des Herzens mir irgend Etwas fortwährend zuflüsterte, daß es irgend Jemand von größerer Wichtigkeit wäre, als man es sagte, sprach ich mit ihm mit mehr Vertraulichkeit, als ich es hätte thun sollen. Seine erste Frage an mich war, ob ich in meinem Kostüme als Bergbewohner nicht fröre; ich antwortete ihm, daß ich dermaßen daran gewöhnt wäre, daß ich zuverlässig weit mehr frieren würde, wenn ich es gegen ein selbst weit wärmeres Kostüm vertauschte; er lachte von Herzen, als er diese Antwort hörte, und erkundigte sich, wie ich es machte, um mich mit diesem Anzuge schlafen zu legen. Ich erklärte es ihm, aber er machte mir bemerklich, daß ich, indem ich mich so gänzlich in meinen Plaid hüllte, im Falle einer Ueberrumpelung, nicht bereit sein würde, mich sofort zu vertheidigen. Ich antwortete ihm nun, daß wir im Falle persönlicher Gefahr oder im Falle des Krieges, eine andere Art und Weise hätten, unseren Plaid umzuthun, so daß ein Bergbewohner mit einem einzigen Sprunge mit dem bloßen Degen in der einen, und einer gespannten Pistole in der andern Hand sich auf den Füßen befinden könnte, ohne im Mindesten durch seine Decken gehindert zu sein. Er stellte nachher verschiedene andere ähnliche Fragen an mich, dann stand er voll Feuer auf, verlangte ein Glas Wein, und Obrian sagte mir ins Ohr, dem Fremden

Bescheid zu thun, aber nicht auf seine Gesundheit zu trinken, was mich in meinen Vermuthungen bestätigte; als er nun ein Glas Wein genommen, trank er auf unsere Gesundheit in der Runde, und zog sich einen Augenblick nachher zurück."

Man kennt die verschiedenen Wechselfälle dieses thörichten Unternehmens des Prinzen Karl Eduard, das wegen seiner Thorheit selbst beinahe gelungen wäre. Von diesen wenigen Männern umgeben, von Lord Lovat unterstützt, durch ohngefähr Hundert Claymores des Clans des Grants von Glenmoriston verstärkt, erstieg er, nachdem er Alles, was seinen Marsch hinderte, hatte verbrennen oder zerstören lassen, die Teufelstreppe, nahm das Fort William, überrumpelte Perth, zog in Edinburg ein, eilte nach Preston-Pans, wo Sir John Cowe ein Heer zusammenzog, jagte dieses Heer in die Flucht, und fiel mit sechs Tausend Fußsoldaten und zwei Hundert und sechzig Pferden in England ein; bemächtigte sich Carlisles, drang in das Herz des Reiches, zog durch Manchester, und erreichte Derby; dort angelangt, befand er sich dreißig Meilen weit von London; aber man hatte ihm große Aufstände zu seinem Gunsten versprochen, und diese Aufstände fanden nicht statt; aber er hatte auf Menschen und auf Geld rechnen müssen, und Geld und Menschen blieben aus; nun entstanden Spaltungen in seinem Rathe, seine Soldaten fingen an zu murren; er allein bewahrte in Ermangelung der Hoffnung einen unerschütterlichen Willen; er wollte gegen London rücken, und kämpfte gegen den einstimmigen Willen seines Heeres, und als er endlich die

Unmöglichkeiteit einsah, weiter zu gehen, kehrte er plötzlich nach Schottland zurück, erreichte es, ohne angegriffen zu werden, zog durch Dumphryes und Glasgow, und ververeinigte sich mit einigen französischen und schottischen Verstärkungen; hierauf belagerte er Stirling, dessen Vertheidigung dem General Lawlay Zeit verlieh, ein Heer zusammenzuziehen. Karl verließ die Belagerung, rückte gegen den Feind, stieß bei Falkirk auf ihn, und entriß dem Glücke ein letztes Lächeln; als er hierauf das Herannahen des Herzogs von Cumberland und seines Heeres erfuhr, zog er sich nach Inverneß zurück, und immermehr von den königlichen Truppen eingeschlossen, war er gezwungen, die merkwürdige Schlacht von Culloden anzunehmen.

Man weiß, was das Resultat derselben war; von fünf Tausend Mann, welche das Heer des Prätendenten bildeten, wurden ohngefähr fünfzehn Hundert getödtet.

Karl verließ mit einer ziemlich guten Anzahl von Reitern das Schlachtfeld; da er aber eingesehen hatte, daß Alles für ihn beendigt wäre, so entledigte er sich allmälig dieses ganzen Gefolges. Es war ein Preis von dreißig Tausend Pfund Sterling auf seinen Kopf gesetzt worden, und vielleicht glaubte er, nicht auf eine Treue gleich der rechnen zu können, welche ihm bewahrt wurde.

Das Andenken des von den Schotten an Cromwell verkauften Karls I. fiel ihm ein.

Nun begann jene wunderbare Flucht, auf welcher John Hume, in seiner Geschichte der Empörung, und James Roswell, in seiner Geschichte und in seiner Reisebeschreibung der Inseln des Westens von Schottland, dem

Prinzen Schritt vor Schritt gefolgt sind; diese Flucht kann ein Gegenstück zu der des Königs Stanislaus bilden.

Von dem Schlachtfelde, und fast ohne anzuhalten, erreichte der Prinz Gortuley, welches dem Lord Lovat gehörte. Sei es nun, daß er sich dem englischen Heere noch zu nahe fand, oder sei es, daß ihm die Treue seines Wirthes zweifelhaft schien, er beeilte sich, das Schloß Inverrary zu erreichen, wo er vor Hunger sterbend ankam, und wo zwei Salme, die ein Fischer so eben gefangen hatte, sein Mahl ausmachten.

Das Schloß wurde für diese, dem flüchtigen Prinzen gewährte eintägige Gastfreundschaft streng bestraft, es wurde von den englischen Soldaten geplündert, man sprengte mit Pulver die beiden Kastanienbäume in die Luft, welche seinen Eingang beschatteten. Der eine wurde gänzlich entwurzelt, der andere überlebte die Explosion, eine Hälfte fuhr fort Laub zu geben und vegetirte so lange, als das unglückliche Geschlecht der Stuarts lebte oder vielmehr selbst vegetirte. Was das Silbergeschirr des Schlosses anbelangt, so wurde ein Theil davon den Händen der Soldaten überlassen, aus dem andern fertigte man eine Schale an, welche lange Zeit das Eigenthum Sir Adolphs Dugthoa, Generalcommandanten von Schottland, war: sie trug folgende Inschrift: Ex praeda Praedatoris.

Von Inverrary ging Karl nach Long-Island, wo er ein französisches Schiff zu finden hoffte; aber Alles, selbst die Elemente, ergriffen Partei gegen den Prinzen. Es gibt Augenblicke des Lebens, in denen die todten und regungslosen Dinge Verstand und Bewegung zu empfan-

gen scheinen, um ein großes Unglück zu steigern. Der Sturm verjagte den Flüchtling von Insel zu Insel, endlich gelangte er nach South-Uist, wo er von Clanranald, einer der sieben Männer von Moidart, den ersten, den er aufgenommen hatte, aufgenommen wurde. Dort wurde er mitten in den Bergen bei einem Holzhauer Namens Corrodale untergebracht.

Aber selbst dort, fast an den Gränzen der bewohnbaren Welt, wurde er gewahr, daß er nicht mehr in Sicherheit wäre; der General Campbell landete auf South-Uist, versammelte die Mac-Donalds von Skyn und die Mac-Leolds von Mac-Leold, Feinde des Prinzen und begann an der Spitze von zwei Tausend Mann die sorgfältigsten Nachforschungen.

Nun unternahm und führte eine Frau einen Plan aus, an dessen Gelingen die tapfersten und die unternehmendsten Männer zu zweifeln begannen.

Diese Frau war die berühmte Flora Mac-Donald, eine Verwandte der Familie Clanranald, welche zu der Zeit, von der wir sprechen, zum Besuche in South-Uist war; ihr Schwiegervater war, wie ihr Name es andeutet, Mitglied des Clans des Sir Alexander Mac-Donald, dem zu Folge ein Feind des Prinzen; außerdem commandirte er die Miliz des Namens Mac-Donald, die sich damals in South-Uist befand.

Trotz den feindseligen Zurüstungen ihres Schwiegervaters zögerte Flora nicht; sie verschaffte sich bei ihm selbst einen Paß für sie, einen Bedienten und eine junge

Magd, welche sie, wie sie sagte, ihrem Hause hinzufügte.

Diese junge Magd war auf dem Passe unter dem Namen Betty Burke bezeichnet.

Diese Betty Burke sollte Niemand anders sein, als der Prinz Karl Eduard.

Unter diesem Namen und unter dieser Verkleidung gelangte Karl nach Kilbride auf der Insel Skye; aber dort befand er sich noch in dem Sir Alexander Mac-Donald gehörigen Bezirke. Flora verdoppelte ihren Muth und ihre List; da sie sich indessen zu schwach fand, ihren Plan allein auszuführen, beschloß sie eine Gehülfin anzunehmen, diese Gehülfin war die Gattin Sir Alexanders selbst, Ladi Margaretha Mac-Donald.

Als sie das Unternehmen erfuhr, in welches sich ihre Schwiegertochter eingelassen hatte, war die erste Regung der Lady Margaretha ein Gefühl unendlichen Schreckens, aber jene den Frauen so natürliche Großmuth des Herzens trug den Sieg über die Befürchtungen ihres Verstandes davon; ihr Gatte war abwesend, aber das Haus voller englischer Soldaten, sie vertraute dem zu Folge den Prinzen dem Intendanten des Sire Alexander, Mac-Donald von Kingsbourg an; nun mußte man den Prinzen zu dem Intendanten führen, und es war wieder Flora, welche es übernahm, diese Schwierigkeit zu heben, sie reiste nach Kingsbourg ab, wo sie den Prinzen absetzte.

Nun begann für den armen Karl Eduard eine andere Reihe von Abenteuern; von Kingsbourg ging er nach Rasa, indem er sich für den Bedienten seines Führers aus-

gab; von Rasa erreichte er den Bezirk des Lairds von Mac Kinnon. Aber trotz der Bemühungen dieses Häuptlings war er genöthigt, noch ein Mal nach Schottland zurückzukehren; man setzte ihn an dem Ufer des Sees von Nevis an das Land.

Dort verdoppelten sich die Gefahren des Prinzen wieder, eine große Anzahl von Soldaten war damit beschäftigt, diesen Bezirk zu durchwandern; der Prinz und seine Führer befanden sich daher in ein Netz von Schildwachen eingeschlossen, die, sich einander in ihren Wachen kreuzend, ihm jedes Mittel raubten, in das Innere des Landes zu gelangen; endlich, nach zwei so zugebrachten Tagen, ohne daß man es ein einziges Mal gewagt hätte Feuer anzuzünden, um ihre Nahrungsmittel zu kochen, entschloß er sich, den Durchgang zwischen zwei feindlichen Posten zu versuchen.

Während einer Stunde waren der Prinz und seine Begleiter genöthigt, wie Schlangen in einem schmalen und dunklen Engpasse zu kriechen; dann, nach einer Stunde der Angst hatte man die erste Linie überschritten.

Indem sie von dem lebten, was sie der Zufall antreffen ließ, und zuweilen vier und zwanzig Stunden ohne zu essen, ohne Feuer, ohne Obdach, kaum mit den in Fetzen zerfallenden Kleidern bedeckt blieben, erreichte der unglückliche Prinz endlich die Berge von Strath-Glaß mit dem letzten Begleiter, der ihm übrig blieb; indem er nun nicht wußte, was er anfangen, wohin er gehen sollte, ging er in eine Höhle, von der er wußte, daß es die Zufluchtsstätte einer Räuberbande wäre.

Diese Räuber waren in der Zahl von sieben; sie waren fast Alle ehemalige Anhänger des Prinzen, er gab sich ihnen zu erkennen, und sie fielen vor ihm auf die Kniee.

Dort entstand für Karl Eduard eine augenblickliche Rast der Leiden. Niemals wurde ein König, niemals der Häuptling eines Clans, niemals der Eigenthümer eines Schlosses mit einem Eifer und einer Achtung gleich der bedient, welche der Flüchtling unter seinen neuen Gefährten fand.

Nur bedienten sie ihn nach ihrer Weise und begriffen die Vorwürfe des Prinzen nicht, wenn ihr Eifer für ihn zu weit ging.

Es fehlte dem Prinzen an zwei Dingen, für welche er fast gleiches Bedürfniß empfand.

An Kleidern und an Nachrichten.

Die Räuber sorgten für die Kleider, indem sie sich an der Straße in den Hinterhalt legten, auf welcher der Bediente eines Officiers vorüberkommen mußte, der sich mit dem Gepäck seines Herrn nach dem Fort August begab, und indem sie diesen Diener umbrachten. Und als der Prinz Karl sein Bedauern ausdrückte, seine Kleider einer solchen That verdanken zu müssen, antworteten sie:

— Mein Prinz, es ist sehr viel Ehre für einen Elenden, wie diesen da, für eine solche Sache zu sterben.

Was die Nachrichten anbetrifft, so verkleidete sich einer von ihnen und drang in das Innere des Fort August; dort erlangte er bestimmte Auskünfte über die Bewegungen der Truppen, und um dem Prinzen etwas Gutes

zu thun, brachte er ihm bei seiner Zurückkunft ein Stück Honigkuchen für einen Sou mit.

Karl Eduard blieb drei Wochen bei ihnen, der einzige Wunsch dieser wackeren Leute war, daß er immer bei ihnen bliebe, und ohne allen Zweifel wäre ihre Ergebenheit immer die geblieben, was sie während dieser drei Wochen war.

Aber es trug sich ein außerordentliches Beispiel von Aufopferung zu, welches der Flucht des Prinzen einen minder gefährlicheren Weg eröffnete.

Der Sohn eines Goldschmidts von Edinburg, Namens Roderic Mackenzie, der Officier in dem Heere Karl Eduards gewesen war, und der alle die Gefahren kannte, welche den flüchtigen Prinzen umgaben, war in den Braes von Glenmoriston versteckt; er war ein junger Mann von dem Alter des Prinzen, von der Größe des Prinzen, und durch einen seltsamen Zufall dem Prinzen täuschend ähnlich. Eine Abtheilung Soldaten entdeckte eines Tages Roderic Mackenzie und griff ihn an; nun hatte der junge Mann einen erhabenen Einfall der Aufopferung, nämlich seinen Tod der Partei nützlich zu machen, der er sein Leben gewidmet hatte; nachdem er sich auf das äußerste vertheidigt, bot er den Soldaten seine Brust, indem er ausrief:

—Elende, Ihr werdet Euren Fürsten umbringen!

Bei diesen Worten war keine Gnade mehr möglich, die Soldaten glaubten mit Karl Eduard zu thun zu haben, und der Kopf Karl Eduards war dreißig Tausend Pfund Sterling werth; der falsche Prinz wurde getödtet,

und der von den Schultern getrennte Kopf nach London gesandt.

Ein Monat verfloß, bevor der Irrthum entdeckt wurde, einen Monat lang hielt man den Prinzen für todt, und hörte dem zu Folge auf, ihn zu suchen. Karl Eduard benutzte diese Frist, um Abschied von seinen getreuen Räubern zu nehmen, und um in Badenoch zwei seiner treuen Anhänger: Cluny und Lochiel zu erreichen.

Endlich, gegen den 18. September des Jahres 1746, erfuhr Karl die Nachricht, daß zwei französische Fregatten in Lochlannagh in der Absicht angekommen wären, ihn und die Flüchtlinge seiner Partei aufzunehmen.

Am 20. schifften sich Karl Eduard und Lochiel auf den beiden Fregatten ein; ihnen waren ohngefähr Hundert Parteigänger vorausgegangen, welche eine Zuflucht an ihrem Bord gesucht hatten.

Endlich landete der Prinz am 29. September bei Morlaix in der Bretagne; dreizehn Monate waren seit seiner Abreise von Frankreich verflossen, und unter diesen dreizehn Monaten hatte er fünf zwischen Leben und Tod zugebracht.

Einer der beiden Räuber, welche dem Prinzen aus der Höhle, in welcher er eine Zuflucht gefunden hatte, bis nach Badenoch begleitet hatte, wo er zu Cluny und Lochiel gegangen war, wurde späterhin in Inverneß dafür gehangen, daß er eine Kuh gestohlen hatte.

Dieser Mann, der eine Kuh für fünfzehn Franken stahl, hatte es verschmäht, als Preis eines Verrathes

die dreißig Tausend Pfund zu erkaufen, welche der Kopf seines Gastes werth war.

Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde Karl Eduard, durch den Frieden von Aachen aus ihm vertrieben. In dem Augenblicke verhaftet, wo er sich in die Oper begab, nach Vincennes vielleicht in dasselbe Zimmer geführt, in welches fünfzig Jahre später der Herzog von Enghien geführt werden sollte, zog er sich anfangs nach Bouillon, nachher nach Rom zurück, wo er sich an die Gräfin von Albany anschloß, die noch berühmter durch ihre Liebschaft mit dem Dichter Alfieri, als durch ihre Verbindung mit dem vorletzten Nachkommen der Stuarts, war.

Karl Eduard hatte viel gelitten und hatte dem zu Folge nöthig, viel zu vergessen. War es deshalb, oder um den letzten königlichen Geschlechtern eine Warnung zu geben, daß Gott wollte, daß er sich während der letzten Jahre seines Lebens einer beständigen Trunkenheit hingab?

Er starb in Florenz am 31. Januar 1788.

Der Monat Januar ist für die Bourbons und für die Stuarts verhängnißvoll.

Der letzte der Stuarts, der Kardinal von York, starb in der Hauptstadt der Christenheit im Jahre 1808.

Ein und dasselbe Monument bedeckt die Asche der beiden Brüder, die in diesem unermeßlichen Museum berühmten Staubes vereinigt waren, das man Rom nennt.

Der Tod Philipps V., den wir in dem Laufe des Kapitels gemeldet haben, brachte keine Veränderung in Europa hervor; sein Sohn, der Prinz von Asturien,

folgte ihm unter dem Namen Ferdinand VI.; das war Alles.

Was den Tod des Grafen von Bonneval anbelangt, so war er die Vervollständigung des vielleicht abenteuerlichsten Lebens, das die Geschichte jemals den Launen des Romans entliehen hat.

Am 14. Juli 1675 geboren, in einem Collegium der Jesuiten erzogen, im Alter von zwölf Jahren in die Marine eingetreten, wäre Claudius Alexander, Graf von Bonneval, beinahe durch den Kriegsminister, Marquis von Seignelai, welcher, als er die Marinegarde die Musterung passiren ließ, in ihm nur ein Kind sah, abgedankt worden.

— Man dankt Leute meines Namens nicht ab, Herr Minister, sagte der junge Mann stolzer Weise.

Der Minister sah ein, mit wem er es zu thun hätte.

— Doch, mein Herr, man dankt sie ab, wenn sie gemeine Marinegardisten sind, antwortete er, aber um aus ihnen Schiffsfähndriche zu machen.

Die Schlachten von Dieppe, von La Hogue und von Cadix bewiesen, daß sich weder der Graf von Bonneval noch Herr von Seignelai geirrt hatten.

Ein Ehrenhandel ließ den Grafen von Bonneval aus der Marine austreten; er kaufte im Jahre 1698 eine Stelle in dem Garderegiment. Im Jahre 1701 erlangte er das Infanterie Regiment La Tour; aber im Jahre 1704 entzweite er sich mit Herrn von Chamillard, verlangte von dem Herzoge von Vendôme einen Urlaub, verwandte den Winter 1705 auf 1706 dazu, in Italien zu

reisen, befreundete sich mit dem Marquis von Langallerie, der aus dem französischen Dienste in den des Kaisers übergegangen war. Lange zögerte er, diesem Beispiele zu folgen. Als endlich der Prinz Eugen, der ihn in den französischen Reihen bei der Schlacht von Luzzara bemerkt hatte, einen Schritt gethan, gab er nach, und nahm den Rang als Generalmajor unter den österreichischen Truppen an; von diesem Augenblicke an wurde dieser wundervolle Muth dem Dienste des Auslandes gewidmet. In Turin zeichnete er sich bei dem Angriffe der Linien aus, wo er das seltsame Glück hatte, seinem Bruder, den Marquis von Bonneval, das Leben zu retten, den er plötzlich in Mitte der ungarischen Bajonnette erkannte, ohne daß er nur wußte, daß er gegen ihn kämpfte; von diesem Augenblicke an fand man Herrn von Bonneval überall. Der Erste bei der Einnahme von Alexandrien, einer der Ersten bei dem Sturme des Schlosses von Tortona. In dem Kirchenstaate, wo ihm ein Arm zerschmettert wurde; in Savoyen, in der Dauphine, in Flandern; im Jahre 1714 wohnte er der Zusammenkunft des Prinzen Eugen und des Marschalls von Villars in Rastatt bei, im Jahre 1715 wandte er sich gegen die Türkei, trug zu dem Gewinne der Schlacht von Peterwardein bei, wo er einen Lanzenstich in den Unterleib erhielt, der ihn zwang, während seines ganzen übrigen Lebens eine Bandage von Eisen zu tragen. Im Jahre 1720 entzweite er sich mit dem Prinzen Eugen, wie er sich mit Chamillard entzweit hatte, ging nach der Türkei, wo er den Turban nahm, errichtete die türkische Artillerie, wurde Pascha, zeichnete sich

im Jahre 1739 in dem Kriege gegen die Kaiserlichen aus; endlich starb er in Constantinopel am 22. März 1747 im Alter von 72 Jahren, und wurde auf dem Friedhofe von Péra begraben, wo man noch heut zu Tage sein Grab an folgender türkischer Inschrift erkennen kann:

„Gott ist ewig, möge der bei den wahren Gläubigen glorreiche und große Gott dem verstorbenen Acmeth, Pascha, Commandant der Bombardire, Frieden verleihen, im Jahre der Hegira, 1160."

Das Jahr der Hegira 1160 ist dem Jahre 1747 der christlichen Zeitrechnung gleich.

Es bleiben uns noch einige Worte über den Tod des Chevalier von Belle-Isle und über den des Herrn von Vintimille, Erzbischof von Paris, zu sagen übrig.

Der im Jahre 1739 geborene Chevalier von Belle-Isle, der beständig zu der Verherrlichung seines Bruders, des Marschalls von Belle-Isle, alles das verwandt hatte, was er an Talenten und an Kenntnissen besaß, übertraf ihn nach der Aussage vieler Leute durch das Umfassende seiner Ansichten und die Gründlichkeit der Pläne; er war es, der an den Memoiren des Grafen arbeitete, der die Pläne vorbereitete, und der über die Führung der häuslichen Angelegenheiten wachte.

Er wurde auf eine tapfere Weise bei dem Angriffe der Verschanzungen von Exiles, und in guter Gesellschaft getödtet. Die Herrn Darnant, von Goas, von Grille von Brienne und von Donges fielen um ihn herum.

Was Herrn von Vintimille anbetrifft, den wir in dem Streite der Jansenisten und der Molinisten eine poli-

tisch=religiöse Rolle, und eine Privatrolle in der Liebschaft seiner Nichte mit Ludwig XV. haben spielen sehen, so starb er, nicht ohne Religion, aber in dem Zweifel, was für seine Beichtkinder ein ziemlich trauriges Beispiel war; als daher der Abbé von Harcourt, der ihm bei dem Tode ermahnte, ihm die Wahrheiten der Religion beweisen wollte, hörte ihn Herr von Vintimille anfangs mit vieler Geduld an; als er aber sah, daß sich die Rede in die Länge zöge, sagte er, indem er ihn unterbrach:

—Herr Abbé, ich glaube, daß es jetzt genug ist; aber was es bei alle dem am Gewissesten ist, ist, daß ich als Ihr Diener und Ihr Freund sterbe.

VII.

Die königliche Familie. — Die Beinamen der Töchter des Königs. — Choisy und Trianon. — Etikette. — Das Kosten der Gerichte. — Der Eintritt. — Die Aemter. — Die Gemüsehändlerin des Schlosses und der Gouverneur. — Die Gesellschaft der Königin. — Das Spiel des Königs. — Das Abendessen. — Der Koch des Königs. — Der Herr Dauphin. — Seine Kindheit. — Schmeicheleien, mit denen man ihn überhäuft. — Stolz des jungen Prinzen. — Witz des Dauphins an die Königin. — Veränderung seines Charakters. — Muth. — Herr von Fleury. — Heirath des Dauphin. — Frau von Pompadour. — Herr Poisson. — Die Verabschiedung Orrys. — Glück der Marquise. — Die Pariser. — Die Feste der Frau von Pompadour.

Zu der Zeit, zu welcher wir gelangt sind, das heißt ohngefähr gegen die Mitte der Regierung Ludwig XV., hatte er acht Kinder von der Königin; von seinen Mai-

treffen, ausgenommen dem halben Ludwig, hatte er niemals welche gehabt, und wollte besonders keine haben, da die Bastarde Ludwigs XIV. eine große Lehre für seine Jugend gewesen waren.

Diese Kinder waren: der Daupin, am 4. September 1729 geboren.

Der Herzog von Anjou, am 30. August 1730 in Versailles geboren, und 1733 gestorben.

Louise Elisabetha von Frankreich, mit Don Philipp verheirathet, geboren am 14. August 1727.

Anna Henriette, Zwillingsschwester von Louise Elisabetha.

Maria Adelaide, bekannt unter dem Namen Madame Adelaide, geboren am 23. März 1732.

Victoire Louise Maria Theresia, am 11. Mai 1733 geboren.

Sophie Philippine Elisabeth, am 27. Juli 1734 geboren.

Louise Maria, am 15. Juli 1735 geboren.

Angenommen, daß wir zu dem Anfange des Jahres 1750 gekommen sind, so ist der König also 40 Jahre alt; die Königin ist 47 alt, der Dauphin 21, die Zwillingsschwestern 23, Madame Adelaide 18, die Prinzessin Victoire 17, die Prinzessin Sophie 16, endlich die Prinzessin Louise 13 Jahre alt.

Die Prinzessinnen, mit Ausnahme von Madame Adelaide, Louise Elisabeth, die mit Don Philipp verheirathet war, lebten unter Vormundschaft ihrer Mutter.

Die Charatere aller dieser Prinzessinnen waren sehr verschieden; einige waren ziemlich sonderbar.

Madame war gütig, ohne Leidenschaft, bedachtsam, schüchtern und sittsam; sie gefiel sich sehr in der Gesellschaft der fast hundertjährigen Frau von Vantadour, welcher sie alle Anekdoten von dem Hofe Ludwigs XIV. erzählen ließ.

Madame Adelaide war im Gegentheile sehr entschlossen; sie hatte das ganze Benehmen eines Mannes, spielte Violine, ritt und liebte die Jagd. Ihr Wunsch war immer gewesen, ein Mann zu sein und Krieg zu führen. Als ganz kleines Kind sagte sie:

„Ich weiß nicht, warum man so sehr einen Herzog von Anjou wünscht; man braucht mich nur zum Herzog von Anjou zu machen, und man wird sehen, wessen ich fähig bin.“

Im Alter von dreizehn Jahren war es ihr, indem sie mit der Königin Cavagnole spielte, gelungen, ihr vierzehn Louisd'or zu entwenden. Am folgenden Tage begegnete man ihr, wie sie die Thüren öffnete und Versailles zu verlassen suchte, um ihre Kriegsrüstung zu kaufen.

— Wo gehen Sie hin, Prinzessin? fragte sie eine ihrer Frauen, indem sie sie zurückhielt.

— Wo ich hingehe? antwortete Madame Adelaide; ich gehe, mich an die Spitze der Armee von Papa König zu stellen, ich werde die Feinde schlagen und den König von England als Gefangenen nach Versailles führen.

— Und wie werden Sie einen solchen Plan allein ausführen, Prinzessin?

— Ich bin nicht allein; ich habe einen Mann zum Verbündeten, dem ich eine Stelle am Hofe habe erlangen lassen, und der mir versprochen hat, mit mir zu gehen.

Dieser Mann, welcher der Verbündete von Madame Adelaide war, war ein Knabe von 15 Jahren, den sie oft in dem Walde von Lagny sah.

Die Stelle, welche sie für ihn am Hofe erlangt hatte, war die eines Eselhirten der Prinzessinnen.

Mit Gewalt in ihrer Wohnung zurückgehalten, hatte Madame Adelaide ein anderes Mittel gefunden, um England zu vernichten. Am selben Abend legte sie dieses Mittel der Gesellschaft des Hofes vor.

— Ich werde, sagte sie, die angesehensten Engländer, einen nach dem andern kommen lassen, um bei mir zu schlafen; sie werden sich dadurch sehr geehrt halten, und wenn sie eingeschlafen sind, werde ich sie alle nacheinander umbringen.

Das von der jungen Prinzessin vorgeschlagene Mittel machte, wie man wohl begreifen wird, ein großes Glück; nur machte Frau von Tallard Madame Adelaide bemerklich, daß eine Feigheit darin läge, alle diese Herren auf diese Weise sterben zu lassen.

— Ah! antwortete Madame Adelaide, wie sollte ich es sonst anfangen, da Papa die Duelle verbietet?

Was Madame Victoire anbelangt, welche, wo nicht weniger verliebte, doch zum Mindesten mehr friedliche Neigungen hatte, so war sie eine schöne Person mit liebenswürdigem Gesichte, dunkler Haut, schönen und großen Augen, und sie glich zugleich dem Könige, dem Dauphin

und der Infantin; der König liebte sie mehr, als ihre anderen Schwestern, der König liebte sie, wie man sagte, mehr, als ein Vater seine Tochter lieben darf, und aus diesem übertriebenen Gefühle läßt die scandalöse Chronik Herrn von Narbonne entstehen.

Madame Sophie, welche nach Madame Victoire kam, war sehr weiß, und der obere Theil ihres Gesichtes war dem Könige vollkommen ähnlich.

Madame Louise, die letzte, war sehr klein; aber sie hatte viel Physiognomie, war lebhaft und lustig, und ließ in keiner Weise vermuthen, daß sie eines Tages den Schleier nehmen sollte.

Die Infantin sollte im Jahre 1759 sterben.

Madame Anna im Jahre 1752.

Endlich sollten Madame Adelaide, Victoire und Sophie unverheirathet bleiben.

Diese drei Prinzessinnen sind es, welche der König ihr Vater, im vertraulichen Umgange mit drei wenig poetischen Namen getauft hatte: Locque, Chiffe und Graille.

Dieser ganze Hof des Königs, des Dauphins und der Königin war, wenn man sich in Versailles befand, einer ungeheuren Etikette unterworfen. Deshalb liebte der König Choisy, und die Königin Trianon so sehr.

Eines der ernstesten Dinge dieser Etikette war das Kosten der Gerichte. Im Jahre 1750 gab es bei jeder großen Tafel fünf diensthabende Cavaliere, von denen der eine sich an die Tafel stellte, und in seiner Gegenwart das Kosten durch einen Mundkoch anbefahl. Dieses

Kosten erstreckte sich über Alles, Wasser, Weine, Braten, Ragouts, Brod und Früchte.

Es fand, wie man sieht, ein großer Unterschied zwischen diesen Festessen und den kleinen Mahlzeiten von Choisy, mit ganz gedeckten aus dem Fußboden hervorkommenden Tischen und dem von den Pagen der kleinen Ställe versehenem Dienste statt.

Eine andere, nicht minder streng, als die des Kostens beobachtete Etikette, war die des Eintrittes. Die große Thür war den Edelleuten vorbehalten. Das, was man einen Gemeinen nannte, wäre es auch Chevert oder Voltaire gewesen, war genöthigt, durch die kleinen Thüren einzutreten.

Wir werden sehen, wie Voltaire durch die großen Thüren eintrat.

Die Vertheilung der Aemter, welche machte, daß Niemand etwas anderes, als das thun wollte, was ihm genau durch die Statuten seiner Stelle auferlegt war, war zuweilen eine außerordentliche Verlegenheit.

So erblickte eines Tages die Königin, indem sie in dem Prunkzimmer auf und abging, ein wenig Staub auf ihrem Bette, und zeigte ihn der Frau von Luynes.

Frau von Luynes ließ den Kammerdiener, Tapezirer der Königin holen, damit er diesen Staub dem Kammerdiener, Tapezirer des Königs, zeigte.

Der Kammerdiener, Tapezirer des Königs, behauptete, daß dieser Staub ihn nichts anginge, weil die Tapezirer des Königs in der That das gewöhnliche Bett der Königin machen, aber daß sie das Paradebett nicht berühren können,

welches als ein Möbel angesehen wird, wenn die Königin nicht darin schläft. Da nun aber die Königin nicht in ihrem Parabette schlief, so ging der Staub die Herren Beamten des Gardemöbel an.

Man brauchte zwei Monate, ohne denjenigen zu finden, der das Amt hatte, den Staub abzukehren; endlich stäubte ihn die Königin nach Verlauf von zwei Monaten selbst mit einem Fächer von Federn ab.

Diese Verdrießlichkeiten verfolgten die arme Königin bis nach Trianon, wo sie oft Mittagessen mit ihren Damen hatte, und die Abende in kleiner Gesellschaft zubrachte. Eines Tages erhob sich ein ernster Streit zwischen den Gemüsehändlern und dem Gouverneur des Schlosses, unterbrach ihre Feste und verhinderte die Königin, zwei Jahre lang dort zu Nacht zu essen. Die Gemüsehändlerin behauptete gegen die Ansicht des Gouverneurs, daß es ihr zuständе, die Kerzen zu liefern, der Gouverneur wollte seinerseits dieses Recht genießen, und um Niemand zu beleidigen, ging die Königin einstweilen nicht mehr nach Trianon, oder ging nur noch am Tage hin und aß dort nicht mehr zu Nacht.

Nichts war übrigens trauriger, als diese Häuslichkeit der armen Königin. Ihre gewöhnliche Gesellschaft war der Kardinal und die Herzogin von Luynes, dann der Präsident Hénault und der Vater Griffet. Da fand keine Etikette mehr statt; Jedermann setzte sich, und da die Unterhaltung im Allgemeinen wenig belebt war, so schlief oft die Hälfte der Gesellschaft, während die andere ihr zusah, wie sie schlief.

Der Herzog von Luynes war der größte Schläfer und der stummste der Gesellschaft; die Königin nannte ihn daher spottweise Herr Tintamarre (Lärmmacher).

Der König seinerseits führte ein ganz anderes Leben. Seine ausschweifenden Neigungen entwickelten sich in dem Maße, als er in das Leben eintrat; zuvörderst verflossen wenige Tage, ohne daß man nicht sehr hohes Spiel spielte, indem der König so spielte, um an einem Abende drei bis vier Tausend Louisd'or zu verlieren oder seine Gegner verlieren zu lassen.

Wenn der König sie gewann, so legte er sie in seine geheime Kasse; wenn der König sie verlor, so nahm man sie aus der Staatskasse. Diese Neigung zum Spiel erstreckte sich späterhin von dem grünen Teppich auf Handelsunternehmungen.

Sobald das Spiel beendigt, aß man zu Nacht; der König trank viel, und besonders Champagner; dann, sobald er einmal berauscht war, blieb er in den Händen der Frau von Pompadour, welche bis zum folgenden Morgen das aus ihm machte, was sie vermochte.

Der König hatte einen vortrefflichen Koch, der alle Vorschriften seiner Kunst nicht allein aus den besten gastronomischen Büchern und bei den besten Meistern in der Gastronomie, sondern auch bei den erfahrensten Aerzten die nicht minder wichtige Kunst gelernt hatte, stärkende Gerichte zu bereiten, mit deren Hülfe es dem Könige gelang, jene ausschweifenden Nächte zu verewigen, von denen der Herzog von Orleans das Beispiel gegeben hatte.

Außerdem besuchten der König, die Prinzen und ihre

Günstlinge während des Carnevals nicht allein die Maskenbälle, sondern auch die Straßen von Paris und von Versailles.

Was den, wie wir gesagt haben, einundzwanzigjährigen Dauphin anbelangt, so war er unter den seltsamsten, und zuweilen lächerlichsten Schmeicheleien erzogen worden. Wie die heilige Maria Alocoque, welche nach der Aussage ihres Geschichtsschreibers im Alter von vierzehn Monaten den größten Abscheu gegen die Sünde zeigte, so gewährte der Herr Dauphin im Alter von sechs Jahren die größten Hoffnungen. —Gnädiger Herr, — sagte im Jahre 1731 der Herr Erzbischof von Crillon zu ihm — die Geistlichkeit achtet in Ihnen das erlauchteste Blut, das es jemals gab, und in dem Sie die hohen Tugenden geschöpft haben, welche Sie eines Tages an das Licht treten lassen werden. — So antwortete der junge Prinz, als man ihm sagte, daß der Herzog von Chatillon, sein Hofmeister, bei den großen Feierlichkeiten genöthigt wäre, ihn knieend zu bedienen:

—Und warum nicht immer?

Selbst die Strafen waren so eingerichtet, um diesen stolzen Charakter noch zu steigern. So ward dieser königliche Knabe, den die Etikette würde ermüdet haben, für seine Vergehen durch Unterlassung der Etikette bestraft. Hatte er irgend einen großen Fehler begangen, so sandte man ihn mit einem einzigen Diener in die Messe; war es ein ungeheurer Fehler, so verbot man der Wache auf seinem Wege, die Waffen zu ergreifen.

Bis zum Alter von zwölf Jahren war daher der Herr Dauphin eines der unangenehmsten kleinen Wesen, die man sehen konnte. —Böses Kind, sagte seine Mutter

zu ihm, Sie werden mir eines Tages vielleicht viel Kummer machen.

Der Knabe wandte sich nach ihr um.

—Und dennoch, Madame, geben Sie zu, daß es Ihnen sehr leid sein würde, mich nicht zu haben, besonders seit dem Tode des Herrn Herzogs von Anjou.

Die Antwort zeigte von keinem guten Gemüthe, aber sie zeigte zum Mindesten einen scharfblickenden Verstand.

Mit zwölf Jahren begann sein Charakter weit bedachtsamer zu werden, und man konnte bei dem jungen Prinzen eine gewisse Kraft erkennen, an welcher der Wille den größten Antheil hatte. Von einer Geschwulst an dem untern Theile der rechten Wange gequält, hielt man es für nothwendig, sie zu öffnen, und La Peyronnie machte einen Einschnitt von der Mitte der Wange bis zum Kinn. Der König ward unwohl, und man war genöthigt, ihm Salze riechen zu lassen; aber der Dauphin blieb unerschütterlich, und hielt die Operation ohne alle Klage und ohne einen Seufzer aus. Einige Tage nachher benachrichtigte sein Zahnarzt Herrn von Chatillon, daß er dem Prinzen einen Backenzahn an der Seite der Wunde ausreißen müßte. Der Prinz verlangte einige Zeit, um sich zu entschließen, und sobald er einmal entschlossen war, rief er selbst den Zahnarzt und hielt die Operation aus, ohne eine Miene zu verziehen.

Einige Tage nachher riß man ihm einen zweiten, dann einen dritten aus, und er ertrug den Schmerz mit derselben Gleichgültigkeit.

Eines Tages spielte der Kardinal von Fleury mit ihm,

ihm, wie er mit Ludwig XV. als Kind gespielt hatte, und sagte zu ihm:

— Kann man, gnädiger Herr, wohl auf diese Freundschaft rechnen, welche Sie mir jetzt bezeigen? Wie man versichert, sind die Freundschaften der Fürsten von nicht langer Dauer.

— Sie haben indessen, antwortete der Dauphin, indem er sich nach dem Kardinal umwandte, ein ziemlich gutes Fenster in dem Herzen des Königs erhalten, so daß Sie sich nicht zu beklagen haben.

Als der Dauphin im Alter von 13 Jahren sich in Versailles, und der Herzog von Chatillon in Paris befand, belustigte sich der Dauphin damit, den Tod der Czarin durch Vergiftung zu erfinden. Er hatte die Ursachen dieser Vergiftung, das Interesse, welches die russischen Großen, die er derselben beschuldigte, gehabt hätten, sie zu begehen, und die Veränderungen auseinandergesetzt, welche dieser Todesfall in Europa herbeiführen könnte; so daß diese falsche Nachricht für wahr gehalten wurde, da so viele historische Umstände ihr Wahrscheinlichkeit verliehen. Herr von Chatillon sandte den Brief des Dauphins als officielle Nachricht an Caveau. Am folgenden Tage wurde man von dem Scherze unterrichtet.

Als er mit fünfzehn Jahren wußte, daß eine Hofdame zu Ostern nicht zum Abendmahle gegangen wäre, näherte er sich ihr und fragte sie:

— Sie haben gebeichtet, Madame?

— Ja, gnädiger Herr.

— Sie sind eine laue Katholikin, Madame, wer ist Ihr Beichtvater?

— Es ist ein Franziskaner, sagte die Dame ganz verwirrt.

— Sie würden besser thun, einen Missionär der Kapelle zu haben, erwiderte der Prinz; er würde strenger sein. — Und er entfernte sich mit derselben Miene, wie es Ludwig XIV. unter ähnlichen Umständen gethan hätte.

Als die Rede davon war, ihn die Infantin Maria Theresia von Spanien heirathen zu lassen, war der Dauphin vierzehn Jahre alt, und hatte noch keine Frau gekannt; er sprach daher auch beständig von seinen Plänen für Spaziergänge und Reisen mit der Frau Dauphine.

— Gut, sagte Madame Adelaide zu ihm, sprechen Sie von Ihrer Frau, rühmen Sie ihre schöne Gesichtsfarbe, ihre edle Miene, ihre weiße Haut. Sie hat rothe Haare.

— Man hat mir versichert, daß sie einen guten Charakter hätte, antwortete der Dauphin, und das genügt mir.

Eines Tages sagte er zu einem seiner Freunde:

— Wenn ich jemals König bin, so werde ich Saint-Germain bewohnen und dort bauen lassen, indem ich dabei die Gebäude zu benutzen trachte, welche bereits dort sind.

— Gnädiger Herr, antwortete ihm der, an den er sich richtete, dieser Plan vereinigt sich nicht recht mit einem andern Plane, den Eure Hoheit am Herzen hat, nämlich den Ihre Völker zu erleichtern.

—Es ist gut, sagte der Dauphin, ich werde das überlegen, was Sie mir so eben gesagt haben.

Am folgenden Tage kehrte er zu seinem Freunde zurück.

—Sie haben Recht, sagte er zu ihm, man baut immer mehr, als man will, und weit theurer, als man kann. Ich habe über das nachgedacht, was Sie mir gestern gesagt haben, und ich gebe Ihnen mein Wort, niemals zu bauen.

Der Dauphin war ein großer Freund von der Jagd; aber er hatte das Unglück gehabt, Herrn von Chambon zu tödten, und tröstete sich niemals darüber.

Die Frau des Herrn von Chambon war schwanger zurückgeblieben. Er stand bei dem Kinde Gevatter, und durch die Regung seines Herzens fortgerissen, verletzte er gegen das Kind ich weiß nicht welche Förmlichkeit, welche man wieder herstellen wollte, indem man zu ihm sagte:

—Gnädiger Herr, das ist nicht Gebrauch.

—Aber wie mir scheint, antwortete der Dauphin bitter, ist es gleichfalls nicht Gebrauch, den Vater eines Kindes und den Gatten einer Frau zu tödten.

Seit fünf Jahren verheirathet, hatte der Dauphin beständig als guter und rechtschaffener Gatte gelebt. Wie wir gesagt haben, fürchtete daher auch Frau von Pompadour den Dauphin unendlich mehr, als die Königin.

Frau von Pompadour war, wie wir gesagt haben, im Jahre 1745 vorgestellt worden, und da sie nicht unter ihrem Namen Madame Lenormand von Etioles hatte vorgestellt werden können, da sie außerdem einige Gründe

hatte, mit diesem Namen zu brechen, den sie ziemlich schlecht getragen hatte, so bat sie den König, das für sie zu thun, was er für Frau von Chateauroux gethan hatte. Der König willigte darein, und schenkte ihr das Marquisat von Pompadour.

Das Haus Pompadour, welches bis in das zwölfte Jahrhundert zurückgeht, war im Jahre 1722 mit der Person des Marquis von Pompadour ausgestorben, der eine Rolle in der Verschwörung Cellamares gespielt hatte.

Frau von Pompadour hatte nicht, wie Frau von Chateauroux, ihre Bedingungen im Voraus gemacht; aber sie verlor nichts dabei, sie nachher zu machen.

Zuerst begann sie damit, den Generalcontroleur Orry zu verabschieden, der sich geweigert hatte, sich zu ihrem gehorsamen Diener zu machen, um seine Stelle einer ihrer Creaturen zu geben.

Außer den beiden Erzählungen, welche über Herrn Poisson Vater im Umlaufe waren, von denen die eine ihn zu einem Viehhändler von de la Ferté-sous-Jouarre, die andere zu einem Lieferanten der Invaliden machte, gab es es eine dritte, das war die, welche aus ihm einen ehedem zum Galgen verurtheilten Gelderpresser machte.

Herr Poisson war, wie man sagte, einer der ersten Commis der Brüder Paris gewesen. Man wird sich jener von Frau von Prie beschützten Beschützer erinnern; von Fagon verfolgt, der wegen des Schutzes des Herrn Herzogs sich nicht an ihnen zu vergreifen wagte, wurde Poisson verurtheilt, gehangen zu werden; da man aber, wie man sagte, niemals gehangen würde, wenn man reich

genug sei, um den Strick mit Hunderttausend Livres zu erkaufen, so entging Poisson dem Galgen, und flüchtete sich nach Hamburg.

Wir haben erzählt, wie der Comthur von Thianges im Jahre 1733 die Rolle Stanislaus spielte. Poisson begegnete ihm in Hamburg, erzählte ihm sein Abenteuer und bat ihn, sich für ihn bei dem Controleur zu interessiren, damit er gegen das Urtheil appelliren könnte. Man hatte mit dem Kardinal von Fleury sehr oft über diese Angelegenheit gesprochen, ohne daß man etwas von ihm hatte erlangen können; aber am Ende verfolgte eine Frau von Saissac, seine Freundin, den Kardinal dermaßen, daß er erlaubte, daß dieser Prozeß durchginge.

Im Jahre 1741 wurde das Urtheil von 1726 aufgehoben.

Die Brüder Paris unterstützten Herrn Poisson sehr.

Der Generalcontroleur war ein Feind der Brüder Paris. Das erste Bestreben der zur Gewalt gelangten Frau von Pompadour war daher der Sturz Orrys.

Als Orry gestürzt war, zog er sich nach Bercy zurück, wo alles, was es an rechtschaffenen Leuten in Frankreich gab, sich bei ihm einschreiben ließ.

Er wurde durch Herrn von Machault, Intendanten von Valenciennes, ersetzt.

Uebrigens begann Herr Machault, ein rechtschaffener Mann und ein Mann von Einsicht, damit, Frankreich im Jahre 1749 von einer großen Hungersnoth zu retten, indem er Korn aus der Barbarei kommen ließ.

Frau von Pompadour war zur Hälfte in ihrer Er-

wartung getäuscht worden; sie hatte wohl die Gewalt gehabt, einen Feind zu stürzen; aber sie hatte nicht die Gewalt gehabt, einen Freund anzustellen.

Um sie zu entschädigen, schlug ihr der König eine Stelle als Generaldirector der Gebäude vor; zu dieser Stelle sollte sie ernennen können.

Sie ernannte dazu ihren Bruder, den man zum Marquis von Vandières machte, und den der Hof sich beeilte, den Marquis d'avant-hier (von vorgestern) zu nennen.

Was ihr persönliches Vermögen anbelangt, so sind hier die Vorschritte:

Sechs Monate nach der Liebeserklärung des Königs hatte sie bereits Hundert und zehn Tausend Livres Einkünfte, eine Wohnung am Hofe, eine andere in den königlichen Häusern und das Marquisat von Pompadour.

Im Jahre 1746 kaufte sie von dem Generalpächter Roussel das Gut de la Selle für die Summe von Hundert fünfundfünfzig Tausend Livres, und verwendete darauf blos für das Schloß sechzig Tausend Livres.

In demselben Jahre schenkte ihr der König sieben Mal Hundert und fünfzig Tausend Livres, um das Gut und das Schloß Crécy zu kaufen.

Dasselbe Jahr schenkte ihr der König fünf Mal Hunderttausend Livres von der Stelle als Schatzmeister der Ställe.

Endlich schuf er in demselben Jahre eine zweite Stelle von fünf Mal Hunderttausend Livres zu ihren Gunsten.

Das waren offenbar nahe an zwei der Favoritin in weniger als einem Jahre geschenkte Millionen.

Am 1. Januar 1747 schenkte ihr Ludwig zum Neujahrsgeschenke eine mit Diamanten besetzte Schreibtafel, mit dem Wappen von Frankreich in Diamanten in der Mitte, und an den vier Ecken die Thürme in Diamanten, welche Frau von Pompadour zu ihrem Wappen genommen hatte.

Sie enthielt eine Anweisung von Hundert fünfzig Tausend Livres, an den Inhaber zahlbar.

Am folgenden 3. März erlangte der Marquis von Vendières die Schloßhauptmannschaft von Grenelle, und die Hundert Tausend Livres Bestallungskosten, welche auf dieser Stelle lasteten.

Im Jahre 1749 verlangte Frau von Pompadour ein Hotel in Fontainebleau; der König gab ihr dazu drei Mal Hundert Tausend Livres.

In demselben Jahre verlangte sie von dem Könige das Schloß Aulnay, um die Annehmlichkeiten von Crecy zu erhöhen; der König schenkte es ihr, indem er vier Mal Hundert Tausend Livres hinzufügte.

Im Jahre 1750 wollte sie Brinborion über Belle-Vue ankaufen; der König kaufte es, und bezahlte es mit sechs Mal Hundert Tausend Livres.

Im Jahre 1751 dachte Frau von Pompadour, daß es Zeit wäre, irgend etwas für ihren Vater zu thun; der König kaufte die Herrschaft Marigny, und beeilte sich, sie Herrn Poisson anzubieten.

Im Jahre 1752 wünschte Frau von Pompadour die Herrschaft Saint Remy, welche an Crecy gränzte; das war etwas Geringes, zwölf Tausend Livres Einkünfte;

der König, welcher sich schämte, ihr ein so geringes Geschenk zu machen, fügte daher auch drei Mal Hundert Tausend Livres für ein Hotel in Compiègne hinzu.

Im Jahre 1753 gefiel das prachtvolle Hotel des Grafen von Evreux der Frau Marquise; sie sprach Ludwig XV. davon, der ihr auf der Stelle fünf Mal Hundert Tausend Livres schenkte, um es zu kaufen. Einmal eingezogen, fand es Frau von Pompadour ihrer nicht würdig, und gab fünf Mal Hundert Tausend andere Livres aus, um es bewohnbar zu machen.

Dieses Mal vermochten es die Pariser nicht auszuhalten, sie brachen gegen die Buhlerin los, bedeckten die Mauern des Hotels mit Schmähschriften, und da sie sich zur Vergrößerung des Gartens ohne alle Umstände eines Theiles jenes Raumes bemächtigt hatte, den man damals den Spaziergang nannte, und den man heut zu Tage die Champs-Elysées nennt, rottete sich das Volk zusammen, fiel über die Arbeiter her, und verjagte sie mit Steinwürfen.

Gegen diese Zeit fanden Unterhandlungen zwischen der Frau von Pompadour und dem Könige von Preußen über den Ankauf des Fürstenthums Neufchâtel statt; für den Fall eines Bruches mit ihrem königlichen Geliebten oder für den Fall seines Todes wollte sie sich gegen die Feinde, die sie sich in Frankreich machte, eine Zufluchtsstätte im Auslande vorbehalten, wo sie nicht allein ruhig von ihrem wirklichen Vermögen, sondern auch noch von dem unsichtbaren Vermögen leben könnte, das Niemand kannte, und das sie in den Banken von Genua, von Venedig, von

London und von Amsterdam angelegt hatte; die Unterhandlung hatte keinen Erfolg.

Aus alle diesen Ankäufen, aus diesem königlichen Vermögen, mit dem sie nicht wußte, was sie machen sollte, ging eine gute Sache für die Künstler hervor; man mußte alle diese Paläste ausschmücken, man mußte unter allen Gestalten, entweder das Bild oder die Launen der Favoritin wieder vorstellen; die Künste sind der einzige Adel, für die es keinen Bürgerstand gibt, die Vernets, die Latours und die Pigales wurden die gewöhnlichen Hausgenossen der Frau von Pompadour; sie hatten ihren reichlichen Antheil an diesem Vermögen, das die Favoritin bemüht war, sich verzeihen zu lassen. Die Kunst ging nun in das materielle Leben ein, sie gestaltete sich um, um nicht allein angenehm, sondern auch noch nützlich zu sein; sie ließ sich zu den geringsten Kleinigkeiten des Ammöblements herab, diese Tausend Nichtigkeiten, mit denen eine Frau sich umgibt, diese Tausend Phantasien, mit denen sie ihre Augen erfreut, diese Tausend Launen, mit denen sie ihre Einbildungskraft belustigt, wurden Gegenstände der Kunst, und noch heut zu Tage haben unsere Frauen nach der Mode diese eitle und kostspielige Art, welcher die Marquise von Pompadour ihren Namen gegeben hat, unter den Schutz ihres Geschmackes gestellt.

Uebrigens müssen wir sagen, daß die Koketterie der geringsten Kleinigkeiten niemals so weit getrieben worden war, als zu der Zeit, welche wir zu schildern versuchen; beständig ließ man die Kunst an die Stelle der Natur treten; diese glänzende Phantasie Gottes, welche man die

Blumen nennt, ward auf Hundert verschiedene Arten mit der Nadel, mit dem Pinsel, mit dem Porcellän nachgeahmt und wieder hervorgebracht. Eines Tages empfing Frau von Pompadour Ludwig XV. in dem wundervollen Schlosse von Belle-Vue, in welches sie Millionen verschwendet hatte; es war mitten im Winter, und selbst eines strengen Winters, die Marquise führte ihren königlichen Geliebten in ein Zimmer, das auf ein unermeßliches Treibhaus führte, in welchem die frischesten, die am meisten von der Jahreszeit, in welcher man sich befand, entfernten Blumen blühten. Rosen, Lilien und Nelken waren in einem ganz frühlingsartigen Ueberflusse verbreitet, es war, wie man zu jener Zeit sagte, das Gebiet der Flora, und alle diese Blumen von wundervoller Frische waren zu gleicher Zeit von so wundervollem Wohlgeruche, daß der König verlangte, daß man ihm einen Strauß pflücke, um ihn nach Versailles mitzunehmen.

—Kommen Sie, ihn selbst zu pflücken, Sire, sagte die Favoritin mit einem liebenswürdigen Lächeln und indem sie sich an den Arm Ludwigs XV. hing, kommen Sie.

Der König ging hin, und bei der ersten Blume, die er abbrechen wollte, wurde er den Irrthum gewahr, den er begangen hatte. Dieser ganze reizende Garten war von feinem sächsischen Porcellan. Diese Wohlgerüche, über welche er erstaunt gewesen war, und die die Ausdünstungen aller dieser Blumen ersetzten und fast übertrafen, waren die lieblichsten, durch die Kunst verflüchtigten und

mit der Atmosphäre, die sie erfüllten, vermischten Essenzen.

Der König konnte sich nicht genug über diese Zauberei wundern, und sprach davon, wie Aladin bei der Rückkehr von seinen unterirdischen Wanderungen von den bezauberten Gärten sprechen mußte, die er durchwandert hatte.

Bei alle dem hatte Ludwig XV. dennoch Anfälle von Traurigkeit, Stunden der Schwermuth, Momente des Widerwillens behalten, die nichts zu überwinden vermochte; nun denn! diesen Widerwillen, an dieser Schwermuth, an dieser Traurigkeit, fand die Kunst nochmals ihre Rechnung. Um ihren königlichen Geliebten zu belustigen, erließ Frau von Pompadour nicht, wie es Frau von Maintenon für den am wenigsten zu belustigenden Mann von Frankreich gemacht hatte, einen Aufruf an religiöse Feierlichkeiten und an die Priester, sondern an die theatralischen Vorstellungen und an die Dichter: Dufremy, Marivaux und Collet waren die Könige dieses Theaters, welches gleich dem Amöblement der Zeit das Theater Pompadour genannt werden kann. Unter dem großen Könige war Molière Kammerdiener gewesen, unter Ludwig XV. wurde Voltaire Kammerherr.

Diesen Vorstellungen, der Gegenstand aller Intriguen, nach denen man mehr strebte, als nach den ehemaligen von Marly, wohnten eine sehr kleine Anzahl von Zuschauern bei. Die Zuschauer waren der König, die Königin, der Herr Dauphin, Madame Adelaide, Madame Victoire, Madame Sophie, Madame Louise, der Her-

zog von Chartres, der Prinz von Turenne, der Herzog von Agen, Herr von Richelieu, Herr von Maillebois, der Marquis von Villeroy, Herr von Tavane, der Graf von Lorges, Herr von Argenson, Herr von Coigny, Herr von Croissy, Herr von Querchy, Herr von Chancenets, der Herr Marschall von Sachsen, der Abbé von Bernis, Vandière, Tourneham, von Brionne, von Sponheim, von Soubise, von Belle-Isle, von Saint-Florentin, von Puisieux, von Chevreuse, von Luxembourg, von Duras, von Chaulnes, von Estissac, von Castres, von Gontaut, von Segur, von Laugeron, von Pons, von Daschy und von Frise.

Die Schauspieler waren der Graf von Maillebois, Meuse, von Agen, Croissy, von Voyer, von Duras, Clermont von Amboise, Courtauvaux, Villeroy.

Die Schauspielerinnen waren Frau von Pompadour, von Brancas, von Pons, und von Sassenage.

So spielte man im Jahre 1747 Tartuffe, aber fast im Geheimen, fern von dem Dauphin, fern von den Prinzessinnen, fern von der Königin. Der Graf von Noailles, der Prinz von Conti und der Herzog von Gesvres hatten inständigst um Einladungen gebeten und keine erlangen können.

Tartuffe wurde von dem Herzoge von Nivernois, Meuse, von Agen, la Vallière, Croissy, Frau von Sassenage, Herrn von Pons und Frau von Brancas gespielt.

Im Jahre 1749 spielte man die geschlossene

und die gebrochene Ehe von Dufremy; der Graf von Maillebois hatte einen ungeheuren Erfolg in dem Präsidenten, der Marquis von Voyer, Croissy, Clermont, von Amboise und Duras wurden mit Beifallsbezeugungen überhäuft.

Im Jahre 1752 spielte man Venus und Adonis, ein heroisches Ballet. Die Worte waren von Collet, und die Musik von Mondonville. Der Chevalier von Clermont spielte die Rolle des Mars, Frau von Pompadour die der Venus, der Herr Vicomte von Chabodie des Adonis, Frau von Brancas die der Diana.

Mehre dieser Herrn und dieser Damen bildeten sich einen wahren Künstlerruf. La Vallière spielte ausgezeichnet die Baillis, der Herzog von Duras die Blaises, Frau von Brancas die Müllerinnen, und Frau von Pompadour die Colettes. Clermont von Amboise, Courtonvaux, Luxemburg, von Agen und Villeroy sangen ausgezeichnet. Endlich tanzten von Hesse, von Courtanvaux, von Beuvron und Melfort mit einem wahren Erfolge.

Der Herzog de la Vallière war der Director der vornehmen Truppe.

Im Jahre 1748 hatte man für die Privatvergnügungen Ludwig XV., oder vielmehr der Frau von Pompadour, einen Saal bauen lassen.

Während dieser Zeit murrte das Volk, das man, ausgenommen in Bezug auf die Steuern, vergaß, nachdem es Ludwig XV. seinen Titel des Vielgeliebten nach und nach wiedergenommen hatte. Bei diesem Murren wollen wir

verweilen, denn es war das erste Grollen des Sturmes, der im Jahre 1789 ausbrach.

Wir treten in die Periode des monarchischen Verfalles ein; diesen Abhang des achtzehnten Jahrhunderts werden wir rasch zurülegen, denn er ist steil.

VIII.

Finanz-Verlegenheiten. — Trauriger Zustand der Marine. — Herr Rouillé wird der Nachfolger des Herrn von Maurepas. — Herr von Machaut. — Angelegenheit der geistlichen Güter. — Das Edict des Zwanzigstels. — Das Parlament. — Antwort Ludwig XV. auf die Vorstellungen. — Klagen des Adels, der Geistlichkeit und der Stände der Provinzen. — Bretagne. — Artois. — Languedoc. — Verbannung der Edelleute. — Christoph von Beaumont ersetzt Herrn von Bellefonds im Erzbisthume von Paris. — Sein Porträt. — Philosophische Schule. — Die Verweigerung der Sakramente. — Murren des Volkes. — Herr von Berryer Policeiminister. — Verordnungen gegen die Bettler und Landstreicher. — Die Entführungen. — Aufstände. — Madame Berryer. — Wiedereinrichtung der Scharwache. — Plan der Befestigungen und Kasernen um Paris herum. — Straße der Empörung. — Der russische Knès. — Die Blutbäder. — Herr von Charolois. — Heirath der Frau von Boufflers mit Herrn von Luxemburg. — Militärischer Adel. — Tod Moritz von Sachsen. — Er-

richtung der Militärschule. — Geburt des Herzogs von Burgund. — Frau von Pompadour. — Der Marquis von Marigny, ihr Bruder. — Der Hirschpark.

Entzweiungen zwischen den besten Freunden, zwischen Gatten und Frauen, zwischen Geliebten und Maitressen, kommen oft vor, wenn das Geld fehlt; leider hat der Bruch zwischen den Völkern und den Königen selten andere Ursachen.

Bei Veranlassung des Zustandes der Finanzen unter dem Regenten haben wir bereits die Geldnoth angeführt, in welcher sich Frankreich befand; nach alle den Ausschweifungen, welche wir erzählt haben, war es damit noch weit schlimmer, und wie die an das Ende einer erschöpften Mine gelangten Bergknappen, fühlten die Minister, daß die Goldadern ausgehen würden.

Diese Art von Unbehaglichkeit thut sich gewöhnlich durch Ministerwechsel kund.

Die Resultate des letzten Krieges zur See hatten deutlich bewiesen, in welchem traurigen Zustande unsere unter Colbert so blühende, von Fleury so sehr vernachlässigte Marine verfallen war. Für diese Noth verantwortlich gemacht, oder vielmehr in einem Verse gegen die Favoritin *)

*) Hier ist der Vers, den Frau von Pompadour eines Tages in Choisy unter ihrer Serviette gefunden hatte:

La Marquise a bien des appas,
Ses traits sont vifs, ses graces franches,
Et les fleurs naissent sous ses pas,
Mais, hélas! ce sont des fleurs blanches.

für schuldig erkannt, hatte Herr von Maurepas das Marineministerium verlassen, um Herrn Rouillé Platz zu machen, während, wie wir erzählt haben, der wackere Orry, der Thaler vor Thaler dem Kardinal von Fleury die zwölf Tausend Livres entlockte, welche er der Königin gab, um ihre Wohlthätigkeitsschulden zu bezahlen, der bei dem Anfange des Krieges in Flandern achtzig Millionen anbot, um die Ehre Frankreichs zu behaupten, am Ende der Mittel, und außerdem durch die Favoritin erschüttert, sich zurückzog, um Herrn Machaut von Arnouville Platz zu machen.

Zu dem Ministerium gelangt, befand sich Herr Machaut in derselben Verlegenheit, als Herr Orry, die Verlegenheiten waren sogar größer, denn mit jedem Tage wurden die Hülfsmittel geringer und die Bedürfnisse übermäßiger. Man mußte die Schuld des Staates aufhäufen, ein Deficit tilgen, nur war das Volk dermaßen zu Grunde gerichtet, daß keines der bekannten Mittel im Stande war, wieder Ordnung in den Finanzen herzustellen. Herr von Machaut faßte daher den Entschluß, seine Zuflucht zu der Geistlichkeit, zu dem Adel und zu den Ständen der Provinzen zu nehmen, deren wahre Reichthümer unbekannt waren.

Diese Corporationen hatten das alte Recht bewahrt sich selbst zu besteuren, und dem Könige unter dem Titel einer freiwilligen Gabe nur eine Summe zu bezahlen, deren Eintheilung nach ihrem Gutdünken zu machen, sie noch das Vorrecht hatten.

Es war übrigens seit dem Anfange unserer nationa-

len Monarchie angenommen, daß die Könige nicht unumschränkte Herrn sind, und daß besonders in Bezug auf das Geld die Nation ihnen nur das zu bezahlen verpflichtet ist, was sie ihnen freiwillig gibt; nur war zu jener Zeit die Nation nur durch den Adel, die Geistlichkeit und die Stände der Provinzen repräsentirt, der übrige Theil des Volkes war für nichts gerechnet, und dennoch lasteten auf ihm alle Auflagen.

Dieses große Prinzip bildete seitdem die Grundlage der Revolution.

Unter diesen beschwerlichen Umständen sandte Herr von Machaut das denkwürdige Edict des Zwanzigstels zur Einzeichnung.

Unter ähnlichem Umstande war der Herr Herzog mit seinem Edicte des Funfzigstels unterlegen, das ihm die Verbannung zuzog. Calonne sollte seitdem unterliegen, indem er dieselbe Steuer unter dem Titel einer Bodensteuer vorschlug.

Das Parlament hatte kaum das Edict erhalten, als es drei Präsidenten absandte, um dem Könige Vorstellungen zu machen. Statt aller Antwort gab der König dem Parlamente den Befehl, das Edict am folgenden Tage einzuzeichnen. In die Versammlung zurückgekehrt, theilten die drei Präsidenten ihr die Entscheidung des Königs mit, der erklärt hatte, vor Ablauf von zwei Stunden eine bestimmte Antwort haben zu wollen; das Parlament war des Kampfes müde. Von Ludwig XIV. verbannt, von dem Regenten verbannt, wollte es nicht mehr von Ludwig XV. verbannt werden; es beschloß, daß der erste

Präsident zu dem Könige mit der Bitte zurückkehrte, Mitleid mit seinem Volke zu haben; wenn dann der König darauf beharrte, würde es, nachdem es sich wie Pilatus die Hände gewaschen hätte, zu der Einzeichnung schreiten.

Der König weigerte sich, und das Parlament zeichnete das Edict ein.

Als dieses Edict eingezeichnet worden war, verlangte der König ein Anlehen von fünfzig Millionen.

Das war eine Veranlassung für das Parlament, neue Vorstellungen zu machen, obgleich der König, wie man gesehen hat, nicht sehr darauf achtete.

Als es vor dem Könige erschien, begnügte sich der König daher auch zu sagen: — Meine Herren, ich finde, daß Sie bereits sehr gezögert haben, mir zu gehorchen, und ich sage Ihnen im voraus, daß eine längere Frist mir nur mißfallen könnte.

Indessen, dieses Mal muthiger, machte das Parlament bemerklich, daß es nicht wüßte, wie es diese neue Vermehrung der Staatsschuld mit dem Edicte des Zwanzigstels vereinigen sollte, das bestimmt wäre sie zu tilgen; aber von seinem Staatsrathe umgeben, antwortete der König im Tone des Herrn und zwar des unzufriedenen Herrn:

— Meine Herren, ich finde, daß ich genug Güte gehabt habe, und will, daß man mir im Laufe des Tages gehorsam ist.

Durch diese Antwort außer Fassung gebracht, verlangte das Parlament, daß der König zum Mindesten die Dauer des Zwanzigstels bestimmen wolle.

Aber indem er immer ungehaltener wurde, sagte der König:

—Meine Herren, ich bin sehr erstaunt, daß man mir noch nicht gehorcht hat; Sie werden mein Edict morgen früh einzeichnen; gehen Sie!

Und das Parlament zeichnete das Edict ein.

Die beiden Edicte machten dieses Mal Jedermann unzufrieden.

Das Edict des Zwanzigstels machte den Adel, die Geistlichkeit und die Stände der Provinzen unzufrieden.

Das Edict des Anlehens von fünfzig Millionen machte das Volk unzufrieden.

Der Adel, die Geistlichkeit, die Stände von Artois, von Burgund, der Bretagne und von Languedoc beklagten sich sehr laut darüber, daß der Hof durch die Forderung des Zwanzigstels von allem Vermögen darnach strebte, das Recht abzuschaffen, freiwillige Gaben zu bewilligen, die sie dem Fürsten bewilligten; indem sie sich dieser Steuer unterwürfen, befänden sie sich nicht allein mit einer neuen Auflage belastet, sondern auch noch, da diese nicht mehr das Ansehen eines Geschenks hätte, so wären die Formen der Freiheit abgeschafft, es wäre ein militärischer Tribut, den der König durch seine Officiere zum Nachtheile der Rechte der Körperschaft des Adels, der Geistlichkeit und der Stände der Provinzen erheben ließe, welche das Vorrecht hätten, dieselben selbst einzuziehen; auf diese Weise verschwänden die Reste der alten Freiheit der Franzosen gänzlich.

Daher rührte die Empörung aller Staatskörper gegen das Ministerium.

Die Stände der Bretagne versammelten sich außerordentlicher Weise, indem der Bischof von Rennes der Geistlichkeit, Herr von Rohan dem Adel präsidirte.

Die Commissäre des Königs übergaben den Willen des Königs der Versammlung, welche berieth und erklärte, daß in der Bretagne kein Zwanzigstel erhoben werden würde.

Man wird sich erinnern, daß sich unter der Verwaltung des Herrn Regenten bereits etwas Aehnliches in der Bretagne zugetragen hatte.

Drei getrennte Berathungen fanden in Folge dieser statt: Berathung des Adels, Berathung der Geistlichkeit, Berathung der Stände, alle drei, trotz dem von dem Könige den Abgeordneten gemachten Verbote, und das unter Strafe des Ungehorsams, Rennes zu verlassen, beschlossen, daß Niemand sein Vermögen angeben würde.

Die Commissäre ihrer Seits erhielten den Befehl, jede freiwillige Durchschnittssumme auszuschlagen.

So die Stände der Bretagne.

Als die Erhebung des Zwanzigstels von dem Vermögen den Ständen von Artois angezeigt worden war, antworteten sie Anfangs, daß sie sich alle Dem unterwürfen, was die Unterstützung anbeträfe, die der König nöthig hätte, aber sie verlangten ihre Steuern nach dem alten Gebrauche des Landes einzurichten, was ihnen verweigert wurde.

Nun boten sie an, ihre früheren Auflagen unter der

Bedingung zu verdoppeln, daß die Erhebung der Steuer dieselbe Form behielte.

Aber der Hof antwortete ihnen, daß es keine Vermehrung wäre, welche man von ihnen verlangte, sondern die Kenntniß des Vermögens jedes Einzelnen durch Erklärungen, um dadurch eine gleichmäßige Vertheilung zu machen, damit dabei die Gerechtigkeit obwalte.

Der Hof befahl daher dem Intendanten, diese Erklärungen zu verlangen. Einige wurden nun so, wie es ging, gegeben, und durch die Empörung der Bretagne aufgeklärt und in der Furcht, daß die Empörung sich über ganz Frankreich verbreiten möchte, erklärte der Hof, daß er mit diesen Erklärungen zufrieden sei, so ungenügend sie in der Wirklichkeit auch wären.

Die Nachrichten von den Ständen von Languedoc waren noch weit mißlicher, da der Gebrauch dieser Versammlung verlangte, daß die Commissäre zuvörderst die Verhaltungsvorschriften mittheilten, mit denen sie beauftragt waren; da nun aber der König durch die Verhaltungsvorschriften nicht mehr die freiwillige Gabe verlangte, sondern die Kopfsteuer und das Zwanzigstel, in Languedoc vertheilt, wie es die gewöhnliche Steuer in den von den Intendanten verwalteten Provinzen war, da es außerdem noch Gebrauch war, daß die Commissäre des Hofes jedem Mitgliede der Stände einen Besuch abstatteten, um die freiwillige Gabe nachzusuchen, kurz da die neuen Verhaltungsvorschriften des Königs diese Vorrechte, dieses Herkommen und diese Rechte der Provinz abschafften, so verweigerten die Stände die Entrichtung des Zwanzigstels,

und Larochefaucault, der Präsident der Versammlung, erklärte, daß die Stände nicht allein das Zwanzigstel verweigerten, sondern daß sie auch die freiwilligen Gaben nicht bewilligen könnten, bis daß der König auf Ansprüche verzichtet hätte, die im Widerspruche mit den alten Vorrechten der Stände wären.

Dieses Mal war es keine Weigerung mehr, es war eine Herausforderung; Herr von Richelieu wurde beauftragt, den Ständen von Languedoc zu sagen, daß sie zuvörderst zu gehorchen hätten, und daß er nachher ihre Vorstellungen hören würde; im Falle der Weigerung befahl der König dem Marschall die Stände aufzulösen.

Die Stände weigerten sich und wurden aufgelöst.

Dieser Staatsstreich, welcher dem Anscheine nach gefährlich schien, war es in der Wirklichkeit nicht.

Die Stände von Languedoc waren bei Weitem nicht so gefährlich, als die Stände der Bretagne, die so eingerichtet waren, daß jeder Edelmann das Recht hatte zu stimmen; was nun aber die Majorität dieser Stände bildete, waren mehre Hunderte, an dem Hofe unbekannte Edelleute, auf welche man in Zeiten der Ruhe und für gewöhnliche Berathungen noch Einfluß ausüben konnte; während, als es sich um die Gefahr der bretagnischen Constitution handelte, welche die Bürgschaft Aller war, jeder sich gegen den königlichen Despotismus verband, und indem sie sich einander anschlossen, eine feste Masse bildeten, die Niemand zu zertrennen vermochte, das keine Bestechung uneinig zu machen vermochte.

Dem war nicht so in Languedoc.

In Languedoc waren ganz im Gegentheile die Stände durch eine kleine Anzahl von Bischöfen und durch ohngefähr zwanzig erbliche Barone vertreten, die zu unterwerfen oder zu bestechen dem Ministerium leicht war; das geschah demnach auch, der Hof machte sie uneins, unterhandelte mit ihnen einzeln, und erlaubte ihnen nur unter der Bedingung, daß sie den König wegen ihres Ungehorsams um Verzeihung bäten, sich in Zukunft wieder zu versammeln; man sah daher am 3. September 1757 die Majorität der Stände von Languedoc nach Versailles kommen und dem Könige erklären: daß sie es bereuten, das Unglück gehabt zu haben, ihm zu mißfallen.

Mittelst dieser Unterwerfung wurde ihnen die Erlaubniß, sich zu versammeln, wieder ertheilt, aber die Bischöfe und die Barone verloren das Vorrecht, auf das sie so viel hielten, den gewöhnlichen Besuch der Commissäre des Hofes zu erhalten, wenn die Rede von der freiwilligen Gabe war.

Dagegen erlangten sie, indem sie dabei immerhin das Zwanzigstel bezahlten, es durch ihre Beamten erheben zu lassen.

Was die Stände der Bretagne anbelangt, so blieben sie standhaft, indem sie sich sogar weigerten, das Zwanzigstel durch eine gemischte Commission erheben zu lassen, die aus Abgeordneten des Königs und aus ihren eigenen Abgeordneten bestände.

Durch diesen Widerstand auf das Aeußerste getrieben, verurtheilte dem zu Folge der Hof die zur Verbannung,

welche den größten Widerstand gegen seinen Willen gezeigt hatten.

Hier sind die Namen der verbannten Edelleute und der Ort ihrer Verbannung.

Der Bischof von Rennes, ihr Präsident, wurde nach Rennes verbannt, was eine wahre Verbannung für einen Mann war, der sein Leben in Paris zubrachte.

Herr de la Beneraye nach Angoulême.

Herr von Keratry nach Essigny.

Herr von Kersauson nach Issoire.

Herr von Père mit seiner Frau nach Xaintes.

Herr von Saint-Pern de Lulé nach Nevers.

Herr von Balazon nach Viteaux in der Burgund.

Sein Neffe nach Guéret.

Herr von Kergniésec nach Ganat in der Auvergne.

Herr von Langoulas nach dem Schlosse Belle-Isle.

Herr Lementier nach dem Schlosse du Taureau.

Herr von Vaniscourt nach Mont-Saint-Michel.

Herr von Trousier nach Saumur.

Endlich wurden die Herren Desceaux, von Quentin, der Seneschal und von Béchard als eines nachdrücklicheren Widerstandes schuldig ins Gefängniß gesetzt.

Was dabei Besonderes stattfand, ist, daß der von dem Könige verbannte Bischof von Rennes zu gleicher Zeit in der Ungnade der Stände war, was, wie man sagte, ihn in den Fall des Herrn von Langeais setzte, der zwei Prozesse zu gleicher Zeit verloren hatte.

Einen gegen seine Frau, als unfähig, Kinder zu er-

zeugen; einen gegen seine Geliebte darüber, daß er ihr eines gemacht hatte.

Aber die größte Verlegenheit sollte dem Könige durch die Geistlichkeit angestiftet werden; kaum war das Edict bekannt gemacht, als die Bischöfe, welche sich in Paris befanden, sich lärmend bei dem Erzbischofe versammelt hatten, die bei weitem gefährlicher in ihren Beschuldigungen waren, als die Gerichtsbeamten oder die Stände, weil sie die Interessen Gottes über ihre Interessen stellten, und weil man, indem man ihre Privilegien angriff, die der Kirche angriff; dort wurde ein geheimes Bündniß mit dem Dauphin, dem gottesfürchtigen Verbündeten beschlossen, auf den man selbst für ein Bündniß gegen den König, seinem Vater, rechnen zu können glaubte.

Seit dem Tode des Regenten hatten die Jesuiten, bereits mehr ermuthigt, als man es unter diesem Prinzen geglaubt hätte, unter dem Namen Molinisten wieder alle geistliche Gewalt angenommen. Port-Royal bestand nicht mehr, die geistlichen Wissenschaften waren verlassen; den großen Predigern und den berühmten Priestern der Zeit Ludwigs XIV. waren Männer von einem weit untergeordneterem Werthe gefolgt; Massillon, der letzte der großen Genies der Kanzel, war im Jahre 1742 gestorben.

Inzwischen starb der Erzbischof von Paris, und die geistliche Partei ließ an der Stelle des Herrn von Bellefonds, Erzbischof von Arles, Herrn Christoph von Beaumont, Erzbischof von Vienne ernennen.

In Paris angekommen, warf sich dieser, der trotz seines großen Ehrgeizes das Ansehen haben wollte, gezwun-

gen zu sein, dem Könige zu Füßen, und statt ihm für die Gunst zu danken, die er von ihm empfing, bat er ihn, ihn einer Last gleich der zu entbinden, welche das Erzbisthum von Paris wäre, und wo er genöthigt sein würde, gegen eine ebenso gefährliche Ketzerei zu kämpfen, als es die der Jansenisten wäre. Der König hob ihn auf, und versprach ihm den Beistand seines Schutzes; das war es, was die Jesuiten wollten, die das Bedürfniß fühlten, durch das königliche Ansehen gegen den Haß des Volkes unterstützt zu werden.

Beaumont verleugnete sich nicht, er war, oder wollte zum Mindesten streng in Mitte dieses Hofes scheinen, dem man seine zu große Leichtfertigkeit vorwerfen konnte, so daß, weit davon entfernt, das Vorrecht zu benutzen, das ihm sein Titel als Herzog von Saint-Cloud und Pair von Frankreich verlieh, und das darin bestand, die Töchter des Königs auf die Wange zu küssen, wenn er ihnen vorgestellt würde, er, als er die jungen, von dem Ceremoniel benachrichtigten Prinzessinnen ihre schönen frischen Wangen seinen bischöflichen Lippen entgegenstrecken sah, zwei Male zurückwich, indem er so auf eine auffallende Weise die Ehre ausschlug, auf welche er ein Recht hatte, und die ihm mit so vieler Bereitwilligkeit angeboten ward.

Galant und listig während seiner ersten Studien, Hofmann, sanft und friedlich während seines Aufenthalts in Bayonne und in Vienne, wurde er in Paris plötzlich hart und unbeugsam, indem er sich Frankreich zu bereden bemühte, daß seine Besorgniß eine thätige christliche Liebe, und sein übermäßiger Ehrgeiz ein glühender Eifer für die

Einheit des Glaubens wäre; kaum war er in das Erzbisthum eingesetzt, als er sich zum Großinquisitor von Frankreich machte, indem er seine geistliche Polizei bis auf die Orte der Unzucht erstreckte, alle Angelegenheiten zu seiner Kenntniß zog, sich in alle Intriguen mischte, alle Mittel seiner Einbildungskraft dazu verwandte, um seine Proselyten zu beschützen und seine Feinde zu ärgern; ohne wirkliches Verdienst, hatte er sich einen Weg zu den ersten Würden der Kirche gebahnt; ohne Fähigkeit, genoß er einen ungeheuren Einfluß; ohne Talent, hatte er das Mittel gefunden, sich nothwendig und furchtbar zu machen.

Indessen vereinigte Herr von Beaumont mit den Fehlern, die wir angedeutet haben, vortreffliche Eigenschaften.

Während die hohe Geistlichkeit von Frankreich großen Aufwand machte, indem sie an Prunk mit den reichsten Adeligen wetteiferte, wie diese Schulden machte, welche sie ebenso wenig als diese bezahlte, gab Herr von Beaumont im Gegentheile das Beispiel des Anstandes, der Ordnung und der Regelmäßigkeit, kaum gab er ein Dritttheil seiner Einkünfte aus, und das Uebrige ward an die Armen vertheilt, von denen er indessen nicht geliebt war; seine Almosen wurden durch die Grenzen von Frankreich nicht beschränkt, und suchten jenseits des Meeres die armen Irländer bis in jenem, heut zu Tage so verwaisten und so zu Grunde gerichteten grünen Erien der Dichter auf; außerdem fest in Aufrechterhaltung der Vorrechte der privilegirten Kasten, stolz bis zum Uebermuthe auf das Alter seines Adels, gab er Hunderttausend Thaler aus, um durch eine Genealogie in zwei Bänden in Folio zu beweisen, daß

er von ausgezeichneter Geburt und von altem Adel wäre; sobald das Edict des Zwanzigstels erschien, berief er, der die geistlichen Güter und den Zehnten als ein Mittel ansah, die Religion in ihrer Kraft zu erhalten, die fünfzehn oder sechszehn Bischöfe zu sich, welche sich in Paris befanden, um sich über den Entschluß zu berathen, der dabei zu fassen wäre; das Interesse des Einen war das Interesse Aller, sie beschlossen daher einstimmig, daß die Geistlichkeit von Frankreich alle angemessenen Mittel versuchen sollte, sich das Vorrecht zu erhalten, dem Könige Geschenke anzubieten, aber sich niemals eine Steuer, welche sie auch sein möchte, durch Gewalt auferlegen zu lassen.

Dieser in dem erzbischöflichen Palaste von Paris unter dem Vorsitze des Herrn Christoph von Beaumont gefaßte Entschluß wurde an alle Bischöfe des Königreiches gesandt, die alle, ohne daß es einen einzigen anders denkenden gab, Herrn Macheaud durch die Weigerung antworteten, von der ihnen Herr von Beaumont das Muster gesandt hatte.

Der König fühlte sich schwach; um ihn herum löste sich Alles auf, statt jener großen Männer, deren Beredtsamkeit und Glauben oft mit dem der Kirchenväter verglichen war, und die man Fenelon, Bossuet, Fléchier, Massillon, Polignac, Huet, Fleury, Godeau, Mabillon, Calmet und Noailles nannte, gab es eine Geistlichkeit, die nur in den untergeordneten Klassen Werth hatte. Diese Geistlichkeit war Beauvilliers, welcher gelehrte Werke über die heilige Schrift geschrieben hatte, der aber, von den Jesuiten verfolgt, genöthigt gewesen war, sein Bisthum zu verlassen; es war der Abbé Pucelle, ein beredtsamer Mann,

der vielleicht der Kirche Ehre gemacht hätte, wenn er nicht durch seine Opposition auf die Parlamentsbänke verwiesen worden wäre; es war Nollet, den das Ansehen Boyers von jeder Belohnung ausschloß; es war der Abbé von Bernis, den seine ein wenig leichtfertigen Dichtungen von den geistlichen Gnaden ausschlossen; der Abbé Vely, der kein Brod hatte; der Abbé Vertot, der im Dienste seines Buchhändlers nicht die Zeit hatte, wieder eine Bewerbung zu beginnen; der Abbé von Saint-Pierre, trotz seiner hohen Geburt seit langer Zeit von der Akademie und dem Bisthume ausgeschlossen; endlich der Abbé von Mably, ein Verwandter des Herrn von Tencin, anfangs von ihm befördert, aber indem er sich bald selbst von seinem Gönner durch die Verachtung trennte, welche er gegen ihn hegte.

Auf einer andern Seite waren die gelehrten Männer, die Schriftsteller von Genie, weit davon entfernt, die des großen Jahrhunderts nachzuahmen, welche Ludwig XIV. und der Monarchie, deren Repräsentant er war, ihre Unterstützung liehen, im Allgemeinen den Interessen und den Maximen des Hofes wenig günstig. Voltaire überlieferte den Thron der Verachtung, die Religion dem Gespött; Montesquieu träumte in dem Umsturze der alten Ansichten einen neuen Gesetz gebenden Grundsatz; Rousseau führte den republikanischen Geist von Genf in Frankreich ein; Buffon versuchte die Naturwissenschaft über alle anderen Wissenschaften zu erheben. Kurz nicht ein ausgezeichneter Kopf der Zeit fehlte bei diesem philosophischen Aufrufe, der verhängnißvoll an sie durch den Genius der Volksfreiheiten erlassen war, der, gleich dem Riesen von Tausend und Eine

Nacht in dem Gefäße eingeschlossen, nur den unvorsichtigen Fischer erwartete, der ihm die Freiheit wiedergeben sollte, indem er das Siegel Salomos zerbrach.

Es ging daraus hervor, daß der König in dem Kampfe, den er bestand, um das Zwanzigstel bezahlen zu lassen, den Adel, die Geistlichkeit und die Wissenschaften gegen sich hatte.

Jetzt hatte er in dem Anleihen der fünfzig Millionen das Volk gegen sich.

Zeigen wir, bis zu welchem Grade die Opposition des Volkes gesteigert wurde.

Diese Opposition hatte drei Ursachen.

Die Verweigerung der Sacramente.

Das Edict des Königs über die Bettelei und die Landstreicherei.

Und das Gerücht, welches sich verbreitete, daß der König, um sich von seinen Ausschweifungen in der Liebe wieder herzustellen, Blutbäder nähme.

Um die Lage des Hofes zu verwickeln, hatte Herr von Beaumont den Einfall gehabt, eine religiöse Frage unter alle diese Geld und bürgerlichen Fragen zu werfen.

Er hatte entdeckt, daß das ehemalige Haupt der Jansenisten, der berühmte Kardinal von Noailles, ehedem Zeugnisse der Beichte verlangt hatte, bevor die Priester den Sterbenden das Viaticum und die letzte Oelung geben konnten; Beaumont hatte ein vorhergehendes Beispiel, um sein Verfahren zu unterstützen, er, der molinistische Erzbischof, beeilte sich daher, dieselben Zeugnisse zu verlangen,

welche ein jansenistischer Kardinal verlangt hatte; Niemand konnte ihn darüber tadeln.

Mehr noch, der Hof, gegen den er in der Politik kämpfte, konnte ihn in diesem religiösen Kampfe nicht verlassen, sonst verließ der Hof die Partei der Kirche.

Wenn auch der König sonst in diesem neuen Streite hätte neutral bleiben wollen, so war Herr von Beaumont doch fest von der Unterstützung des Dauphins überzeugt.

Herr von Beaumont griff, wie man sagt, den Stier bei den Hörnern an.

Seine erste Weigerung der Sacramente in Ermangelung eines Zeugnisses der Beichte, war für einen Rath am Chatelet.

Der, welcher die Sacramente verweigerte und sich bei dieser Veranlassung zu dem Manne des Erzbischofes machte, war ein Ordenskanonicus von Sanct Genovefa, Namens Bonetin.

Weder die gesetzlichen Aufforderungen, noch die Bitten der Verwandten vermochten etwas von ihm zu erlangen; das Parlament lud ihn vor sich, aber Bonetin, vor jeder Verfolgung geschützt, weigerte sich, der weltlichen Behörde Rechenschaft über seine Weigerung abzulegen, indem er erklärte, daß er nur dem Erzbischofe Erklärung schuldig wäre; das Parlament verordnete Verhaftung gegen den Kanonicus und forderte Herrn von Beaumont auf, nicht allein den Rath am Chatelet, der immer kränker wurde und bedroht war, ohne Sacramente zu sterben, sondern auch noch den andern Jansenisten, die sich in ähnlicher Lage befänden, die letzte Oelung ertheilen zu lassen.

Der Prälat antwortete, daß er bereit wäre, allen Räthen der Erde und allen Jansenisten der Welt die letzte Oelung zu ertheilen, vorausgesetzt, daß sie ihm ihre Beichtzettel vorlegten.

Inzwischen starben die Kranken, und nachdem sie die Sacramente verweigert hatte, verweigerte die Kirche das Begräbniß.

Das Parlament erneuerte das Urtheil der Verhaftung gegen Bonetin und ließ von neuem den Erzbischof auffordern, den Sterbenden die letzte Oelung zu ertheilen.

Der Krieg war erklärt.

Der König versuchte, auf beide Parteien gestützt zu bleiben.

Er billigte die Forderung des Parlaments an den Erzbischof, und tadelte das gegen den Pfarrer erlassene Verhaftungsurtheil.

Während dieser Zeit entschloß sich der Rath am Chatelet, der den Tod herannahen sah, dem Pfarrer von Sanct Paul zu beichten, der ihm einen Beichtzettel gab; nun entschloß sich der Vicarius, ihm die Sacramente zu geben, aber so unsaubrer Weise, wie die Denkschriften sagen, denen wir diese Umstände entlehnen, daß der Sterbende nicht einmal eine Ermahnung aus ihm herauszubringen vermochte.

Aber für jeden, der das Beispiel des unglücklichen Rathes am Chatelet nicht befolgte, gab es weder Sacramente, noch Begräbnisse in geweihter Erde.

Die Verweigerung der Sacramente erstreckte sich bis in die Provinzen und auf das Land; die Erzbischöfe von

Sens und von Tours, die Bischöfe von Amiens, von Orleans, von Langres und von Troyes zeichneten sich in dem Bezirke des Parlamentes von Paris aus.

Das Volk beklagte sich laut über eine Regierung, unter welcher es sein Brod nicht verdienen, keine Gerechtigkeit erlangen, noch ein Grab haben könnte.

Die Philosophen ihrerseits spotteten darüber und besangen Herrn von Beaumont in gottlosen Versen:

Hier sind einige davon:

Pauvre sot que vous êtes?
Croyez-moi, monsieur de Beaumont,
Laissez paître vos bêtes
Antant qu'elles voudront.

Ces bonnes gens
Sont peu friands,
Avec de petits croquets blancs
Vous les renverrez tous contents.

De tels repas
Ne coûtent pas,
C'est pourtant ce qui rend si gras
Moinillons, prêtres et prélats.

On est touché
Du bon marché,
Mais on en sera rebuté
Si vous y mettez la cherté.

Pauvre sot que vous êtez.
Croyez-moi, monsieur de Beaumont,
Laissez paître vos bêtes
Autant qu'elles voudront.

(Armer Dummkopf, der Sie sind? Glauben Sie mir, Herr von Beaumont, lassen Sie Ihre Thiere weiden, so lang, als sie wollen. — Diese guten Leute sind wenig lecker, mit kleinen weißen Kuchen werden Sie sie ganz zufrieden fortschicken. — Solche Mahlzeiten kosten nicht viel, sie sind es indessen, die Pfaffen, Priester und Prälaten so fett machen. — Man ist gerührt über die Wohlfeilheit, aber man würde davon abgeschreckt sein, wenn Sie den Preis theuer machten.)

Es ging daraus hervor, daß das Volk die Weigerung der Sacramente ernst nahm, oder darüber lachte.

Wenn es dieselbe ernst nahm, so war es die Monarchie, welche die Erschütterung davon empfand.

Wenn es darüber lachte, so war es die Religion, welche erschüttert ward.

Mittlerweile erließ Herr Berryer, der neue Polizeipräfect, seine Verordnungen, welche in Paris noch ernstere Unruhen erregten.

Herr Berryer war in allen Punkten der Mann der Frau von Pompadour.

Von ihr bei der Polizei angestellt, war er ihr ganz ergeben; er war es, der seine scandalösen Berichte über die Klöster, über die Salons und über die Häuser der Freudenmädchen leitete, die Ludwig XV. bei seinem kleinen Lever so sehr belustigten.

Herr Berryer hatte einige gute Verordnungen erlassen, aber sein unbeugsamer Charakter, seine rohen Manieren hatten den Haß des Volkes gegen ihn erregt.

Diese Verordnungen, von denen die erste vom 8. Juni 1747 war, erneuerten die Verbote der Einführung, des Druckes und des Verkaufes von Büchern gegen die Religion und gegen die guten Sitten.

Eine andere vom 9. Mai 1749 war in Bezug auf die Ammen auf dem Lande, welche nach Paris kommen, um Säuglinge zu nehmen.

Eine andere über die Sauberkeit der Straßen vom 8. November 1750.

Eine andere vom 16. Januar 1751 über die Marktschreier.

Endlich eine vom 6. Januar 1753 über das Führen der Pferde in Paris.

Unter allen diesen Verordnungen befand sich eine außerordentlich strenge gegen die Landstreicher und die Bettler.

Wir haben gesagt, welche Gährung die Verweigerung der Sacramente erregt hatte, und doch erreichte die Verweigerung nicht gerade das Volk. Das Volk ging eben nicht in alle diese Fragen von Jansenisten und von Molinisten ein, Fragen, die fast immer auf Worten beruhen, nur fühlte es, daß auf dem Grunde aller dieser Streitigkeiten eine Entweihung heiliger Dinge vorhanden wäre, und sah ein, daß, sobald ein Sterbender die Sacramente verlangte, es eine Ruchlosigkeit wäre, sie ihm zu verweigern. Nun aber fand jedes Mal, wo das Viatikum ausgetragen

wurde, eine Zusammenrottung um dasselbe herum statt, und wie wir gesagt, ereignete sich irgend ein Scandal.

Aber das Volk sollte selbst directer Weise erreicht werden.

Die Verordnung gegen die Bettler und gegen die Landstreicher war höchst streng; man hob sie überall auf, wo man sie ergreifen konnte, und machte aus ihnen, wie in England, Matrosen oder Colonisten.

Die Regentschaft war es, welche das Beispiel zu diesen Aufhebungen gegeben hatte, als es sich zu der Zeit von Laws System darum handelte, Canada oder Louisianna zu bevölkern.

Wie man wohl begreifen wird, herrschte bei diesen Aufhebungen nicht immer die genaueste Gerechtigkeit; eine Madame Coniau zum Beispiel, hatte ihren Gatten aufheben lassen, um mehr Freiheit in Bezug auf ihren Geliebten zu haben; dieses Abenteuer hatte großes Aufsehen gemacht, aber von der lächerlichen Seite aufgefaßt, hatte es Ludwig XV. und den ganzen Hof sehr ergötzt, als ein noch ernsteres Abenteuer sich zutrug, das der Hof gezwungen war, noch ernster zu nehmen.

Im Monat Mai 1750 hob ein Polizeiagent, zu dem Zwecke, der Mutter Geld abzupressen, ein Kind auf; in Verzweiflung und indem sie es für verloren hielt, ließ diese durch das ganze Quartier Saint-Antoine Jammern hören. Bei diesem Jammern rottete sich das Volk zusammen; die Mütter nahmen Antheil für die untröstliche Mutter, das Gerücht verbreitete sich, daß in anderen Quartieren andere

Kinder aufgehoben worden und nicht wieder erschienen wären. Plötzlich ließ sich in Mitte des Getöses, der Verwirrung und des Geschreies eine Stimme hören, welche sagte, daß die Aerzte dem Könige zur Wiederherstellung seiner durch die Ausschweifungen geschwächten Gesundheit Blutbäder verordnet hätten.

Solche Beschuldigungen haben nicht nöthig, gründlich erforscht zu werden, um ihren Zweck zu erreichen; im selben Augenblicke, und Hundert Schritte weit von dem Orte, wo die Aeußerung gefallen war, wollte ein Polizeidiener ein Kind aufheben, welches bettelte; das Kind schrie, die Mutter rief um Hülfe; es war nicht mehr, um es in ein Hospital zu bringen, daß man ihr Kind entführen wollte, sondern um es zu schlachten, um etwas Abscheuliches, wie die Feste des Pelopidas, aus ihm zu machen. Das Volk nahm Partei für die Mutter, der Polizeidiener wurde ermordet, und die erregte, rasende, drohende Menge zog in Massen aus den Faubourgs nach dem Hotel des Herrn Berryer, indem sie Gerechtigkeit vor dem Parlamente gegen die Polizeiagenten verlangte, welche Kinder entführt hätten, um das Blut derselben den Kammerdienern des Königs zu verkaufen.

Bei Zeiten gewarnt, war Herr Berryer durch die Gärten entflohen.

Das Volk wollte die Mauern ersteigen und drohte, Alles in dem Hotel zu zerschmettern, als die Thore von selbst aufgingen; die einen sagen, auf Befehl eines Polizeibeamten, die andern durch die Hand der Madame Berryer selbst. Von dem Augenblicke an, wo ihm Alles leicht war,

zögerte das Volk irgend etwas zu unternehmen. Die einen sagten, daß, wenn man so die Thore aufmachte, es geschähe, um die in eine Falle gerathen zu lassen, welche eintreten würden; die Anderen sagten als gewiß, daß das Hotel der Polizei unterminirt wäre; diese Gerüchte hatten eine Art von Grund, jeder wich zurück.

Bald kamen mehrere Abtheilungen der Leibwachen des Königs, der französischen und der Schweizergarden, das Gewehr im Arm, die schwarzen Mousquetaire den Säbel in der Faust an. Das Volk nahm die Flucht und kehrte in seine Faubourgs zurück; aber die Rache folgte ihm dahin.

Mehrere Männer, welche man unter den Erbittertsten bemerkt hatte, wurden gefangen genommen und gehangen, eine noch weit größere Anzahl wurde in's Gefängniß geworfen; da aber in der Wirklichkeit Aufhebungen von Kindern stattgefunden hatten, so wollte das Parlament, welches schlecht mit dem Könige stand, wissen, was sich zugetragen hätte, und befahl durch einen Beschluß vom 25. Mai 1750:

„Daß eine Untersuchung gegen die Urheber der beunruhigenden Gerüchte, welche Veranlassungen zu den Volksaufständen gegeben hätten, und auch gegen die eingeleitet werden sollte, welche Kinder entführt hätten, wenn es der Fall sei."

Inzwischen hatte dieser Aufstand, welcher drei Tage dauerte, den König sehr erschreckt; diese königliche Furcht that sich zuvörderst durch die gänzliche Umgestaltung der Scharwache kund, welche bis dahin nur eine Compagnie

Bürger oder Handwerker ohne Uniform gewesen war, die kraft eines alten Gesetzes aus dem Mittelalter handelte, nach welchem die Bürgerschaft die Wache und die Scharwache schuldig war. Eine Verordnung des Rathes errichtete daher zehn von der Stadt besoldete und gekleidete Compagnien und zwei Compagnien zu Pferde. Die zwölf von einem unter den Brigadiers oder Generallieutenants genommenen Kapitäns der Scharwache commandirten Compagnien waren beauftragt, über die Ruhe der Stadt zu wachen und den Gehorsam gegen den König aufrecht zu erhalten.

Außerdem ließ Herr von Argenson durch den Herrn von Lowendahl einen Befestigungs- und Kasernirungsplan um Paris herum anfertigen. Die Bastille sollte wieder bewaffnet, ihre Besatzung auf acht Hundert Mann erhoben werden, und ihre in zwei entgegengesetzten Richtungen aufgestellten Kanonen sollten sich mit den Kanonen von Vincennes über die Faubourg Saint-Antoine kreuzen, und die Faubourg Saint-Marcel beherrschen.

Da aber von der entgegengesetzten Seite von Paris, das heißt von der Seite des Thores Saint-Honoré, es nichts gab, das einen Aufstand unterdrücken konnte, so nahm man ein Kasernirungssystem an, das zugleich zur Festung und zum Obdache dienen sollte.

Drei Kasernen wurden gezeichnet und aufgeführt.

Die erste hinter der Militärschule, an der Straße von Severs und von Vaugirard, war für die französischen Garden bestimmt.

Die zweite in Rueil, zwischen der Straße von Ver-

sailles und Saint-Germain erbaute, war für die Schweizergarden bestimmt.

Endlich hatte die dritte, in Courbevoie erbaute und für das zweite Regiment der Garde bestimmte, zum Zwecke, die Seine und den unteren Theil von Neuilly zu beherrschen und jede Bewegung aufzuhalten, die sich gegen Versailles wenden sollte.

Das Jahr 1750 ließ bereits 1792 voraussehen.

Außerdem verzichtete der König von diesem Tage an auf jede Verbindung zwischen ihm und der Hauptstadt, die er so sehr geliebt hatte, und in welcher er so sehr geliebt gewesen war; er brach mit Paris, das ihn fünf Jahre vorher als Triumphator empfangen hatte, indem es seinen Weg mit Blumen und mit Grün bestreute, mit Paris, ehedem die Stadt der Freuden, der Vergnügungen und der Feste, die jetzt die Stadt der Beleidigungen und der Drohungen geworden war.

Und damit die Hauptstadt ganz begriffe, daß nichts Gemeinsames mehr zwischen ihr und ihm bestände, und daß er selbst, um nach seinen Schlössern von Compiègne und von Fontainebleau zu gehen, nicht mehr durch sie kommen würde, ließ er die unermeßliche Allee anlegen, welche den Wald von Boulogne mit Saint-Denis vereinigt, und die man noch heut zu Tage die Straße der Empörung nennt.

Wie sonderbar, auf dieser Straße fand am 13. Juli 1842 der Herzog von Orleans seinen Tod, das einzige wirkliche Hinderniß zwischen den letzten Resten der Monarchie, deren Geschichte wir schreiben, und dem Entstehen

der Republik, die bei uns mehr durch die Hand Gottes, als durch die der Menschen vorbereitet ist.

Was gab es denn Wirkliches an jener ganzen abscheulichen Geschichte von aufgehobenen Kindern, und an der schrecklichen Beschuldigung der Blutbäder? nichts Bestimmtes, nur eine von Peuchet angeführte Note der Policei, welche wir nach ihm als eine mögliche, aber wenig wahrscheinliche Erklärung anführen, und von der wir ihm alle Verantwortlichkeit überlassen.

Gegen das Jahr 1749 war ein tartarischer Knès nach Paris gekommen; ich habe nicht nöthig, meinen Lesern zu sagen, daß die Knès wahrhafte russische Fürsten, die Fürsten des Bodens sind, wenn man sich so ausdrücken darf; dieser war ein Mann von 30 bis 35 Jahren, ein wahrer Coloß, ein Enkel jener Titanen, welche zur Zeit der Empörung Jupiters den Himmel erstiegen hatten; er war unermeßlich reich, und führte in seinem Gefolge eines jener asiatischen Häuser mit sich, von denen wir in Frankreich keinen Begriff haben, etwa Hundert Diener. Schön von Gesicht, prachtvoll in seinen Kleidern, roh in seinen Manieren, machte sich der Fürst bald einen Ruf in Paris. Wir sagen in Paris, denn da er in der Ungnade seines Kaisers Iwan VI. stand, so hatte er erklärt, sich nicht in Versailles vorstellen zu wollen; aber er nahm sich fest vor, sich über seine Verbannung von Versailles zu entschädigen, indem er in Paris die gute, und vor Allem die schlechte Gesellschaft sah.

Der Tartar hatte das Glück, in einem Augenblicke nach Paris zu kommen, wo Nichts in der Mode war.

Er benutzte die Gelegenheit, und, wie unerhört, während sechs Monaten sprach man in den Salons und anderswo nur von dem schönen und reichen Tartaren.

Nach einem Aufenthalte von acht bis zehn Monaten in der Hauptstadt und den ausschweifendsten Vergnügungen verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß der tartarische Fürst die Ehre gehabt hätte, eine verloren gegangene Krankheit wieder aufzufinden, irgend etwas wie den Aussatz oder die Elephantiasis; die von ihm berathenen Aerzte erklärten, daß der Fall sehr glücklich für die Arzneikunde wäre, welche zweifelte, daß diese auf einen solchen Grad der Stärke gesteigerte Krankheit jemals bestanden hätte, aber sehr bedauernswerth für den Fürsten sei, der für immer verloren wäre; seine Freunde waren untröstlich oder thaten, als ob sie untröstlich wären; aber er, als sie sich für immer von ihm zu trennen glaubten, nahm lachend von ihnen Abschied, indem er ihnen erklärte, daß diese Krankheit nur eine Kleinigkeit wäre, eine unschädliche Flechte, von der er das Heilmittel kenne, und daß er ihnen ein Rendezvous nach sechs Monaten gäbe, wo er vollkommen geheilt sein würde.

Nach diesem Versprechen reiste er ab.

Die Aerzte hatten ihm in Bezug auf seine Rückkehr nicht widersprechen wollen; aber kaum war er abgereist, als sie erklärten, daß Paris den russischen Fürsten niemals wiedersehen würde.

Ein Jahr verfloß, das war mehr Zeit, als nöthig ist, um zehn russische Fürsten zu vergessen, man hatte daher auch selbst das geringste Andenken an ihn verloren,

als sich plötzlich in Paris und in Versailles das Gerücht verbreitete, daß der tartarische Fürst vollkommen geheilt zurückgekehrt wäre, und daß von der Krankheit, von der er befallen war, und welche die Fakultät für tödtlich erklärt hatte, nicht mehr die Rede wäre, als ob sie niemals bestanden hätte.

Die Arzneikunde stieß lautes Geschrei aus und war fast versucht zu leugnen, daß es derselbe Fürst wäre, aber die, welche ihn gekannt hatten, erkannten ihn wieder, die Männer, und besonders die Frauen versicherten die Identität.

Man mußte sich wohl der Augenscheinlichkeit ergeben, nur kam man überein, daß eine geheime und in Europa unbekannte Behandlung allein ein solches Wunder hätte bewirken können.

Aber welches war diese Behandlung, die nicht allein das Leben, sondern auch Jugend und Schönheit wiedergab, denn der Fürst kehrte nicht allein mit dem Leben, das er zu verlieren im Begriffe stand, sondern auch voll Jugend und Schönheit, die er verloren hatte, zurück.

Man wird die dringenden Bitten errathen, welche an den Fürsten gestellt wurden, aber von Niemand waren sie dringender, als von dem Grafen von Charolois, der selbst von einer lebendigen Flechte befallen, von etwas dem Aehnlichen bedroht war, was er bei dem Fürsten gesehen hatte, bevor dieser Paris verließ, um die geheimnißvolle Kur zu gebrauchen, welche ihm die Gesundheit wiedergegeben hatte.

Der Graf von Charolois drang daher dermaßen in

ihn, daß der Fürst, der eine ziemlich vertraute Freundschaft mit ihm geschlossen hatte, ihm, ohne daß er ihm sagen wollte, welche Kur er befolgt hätte, vorschlug, nach Moskau zu schreiben, um von dort den mongolischen Arzt kommen zu lassen, der ihm die Gesundheit wiedergegeben hatte; der Graf nahm es an, indem er dem Fürsten freie Hand für die mit dem gelehrten Aben-Hakib zu treffende Uebereinkunft in Rücksicht auf die Bezahlung ließ.

Zwei Monate verflossen voll Erwartung, nach Verlauf dieser zwei Monate trat der Fürst zu dem Grafen von Charolois mit einem Manne mit weißem Barte ein, der älter als Hundert Jahre zu sein schien; trotz dieses Alters, trotz einer großen Schwierigkeit im Gange, hatte er feurige Augen voll Blitze und einen gewissen über seine ganze Person verbreiteten satanischen Ausdruck behalten.

Es war leicht zu sehen, daß der gelehrte Mongole der Secte der Aufsucher des Steines der Weisen angehörte, die vor keinem Opfer zurückweichen, um ihn zu finden, und die Alles, selbst das Leben ihrer Mitmenschen, diesem nicht zu verwirklichenden Traume der Alchymie geopfert haben.

Hier ist die Kur, welche der mongolische Arzt verordnete.

Herr von Charolois sollte während zwei Monaten jeden Umgang mit seinen Maitressen unterbrechen, sich von Fisch, Gemüsen und leichtem Backwerk ernähren, nur Mandelmilch und Limonade trinken und so wohnen, daß keine andere Person des Hotels weder auf einem höheren Stockwerke, noch auf demselben mit ihm wohnte.

Ohne drei Thüren zu rechnen, sollte das Zimmer außerdem drei Fenster haben, das eine nach Norden, das andere nach Osten, das dritte nach Westen; er dürfte in dieses Zimmer nur kommen, um darin zu schlafen, dasselbe nur mit dem linken Fuße betreten, es nur mit dem rechten Fuße verlassen, nicht in ihm trinken, nicht in ihm essen, und keines der Bedürfnisse des Lebens darin verrichten.

Jeden Tag, wenn er aufstand und bevor er sich zu Bett legte, war es ihm anempfohlen, im Geiste, und ohne daß irgend eine Bewegung der Lippen es begleitete, ein in einer indischen Sprache aufgesetztes, aber mit französischen Buchstaben geschriebenes Gebet herzusagen; endlich sollte er täglich vor seinem zweiten Mahle ein Bad nehmen, das aus aromatischen, zu gewissen Augenblicken, an gewissen Orten und unter gewissen Bedingungen, die ihm niemals gänzlich bekannt wurden, gepflückten Kräutern bestand.

Das war die kabalistische Seite der Kur.

Hier ist die materielle Seite:

Jeden Freitag zapfte der Arzt dem Kranken acht Unzen Blut ab, dann spritzte er ihm mittelst einer Maschine an der Stelle dieser acht Unzen verdorbenen Blutes in die offene Ader eine gleiche Masse menschlichen Blutes ein; dieses Blut mußte aus dem Körper eines Kindes gezogen sein, das noch nicht das mannbare Alter erreicht hatte, und dessen Körper geheimnißvollen Uebungen unterworfen gewesen war, welche dem Grafen unbekannt blieben; endlich verordnete der Doctor für den letzten Freitag des Mo-

nats ein Bad, das zu drei Viertel aus Stierblut, und für sein letztes Viertel aus Menschenblut bestand.

Alles das sollte vier Male so wiederholt werden, daß dabei in Allem das ganze Aequivalent eines Bades von Menschenblut stattfände.

Nach Verlauf dieser Behandlung, welche vier Monate dauern würde, sollte der Graf von Charolois geheilt sein. Es ist unnöthig, zu sagen, daß, während dieser vier Monate das Verschwinden von Kindern stattgefunden hatte, von dem wir gesprochen haben, und das den Aufstand verursacht hatte, den wir erzählt haben.

Nach der Aussage des Chronikenschreibers, dem wir diese Umstände entleihen, hätte Ludwig XV., dieses Verbrechens beschuldigt, dessen bereits Ludwig XI. beschuldigt gewesen war, die Policei gezwungen, an die Quelle aller dieser Gerüchte zurückzugehen, und die Policei wäre gezwungen gewesen, Ludwig XV. den wahren Schuldigen anzuzeigen, der kein Anderer gewesen wäre, als ein Prinz seines Hauses.

Obgleich der Graf von Charolois einer jener Männer war, die es schwer ist zu verläumden, versteht es sich von selbst, daß wir, die wir niemals ohne Beweis angeklagt haben, diese Anklage als ernstlich historisch betrachten, und wir gestehen, daß die Abschrift des Briefes, welchen er anführt und in welchem der Graf das Ereigniß erzählt und um Verzeihung über das Verbrechen bittet, dessen man ihn beschuldigte und das er eingesteht, uns von einem so wenig fürstlichen Style geschienen hat, daß, weit davon entfernt bei uns davon eine Ueberzeu-

gung herbeizuführen, er uns diese Ueberzeugung genommen haben würde, wenn sie bestanden hätte.

Aber falsch oder wirklich, die Abschrift dieses in den Archiven der Policei wieder aufgefundenen Briefes ist nichts desto weniger etwas Merkwürdiges; wirklich, bestätigt er, zu welchem Grade der Verderbniß die menschliche Natur bei denen gelangen kann, denen Ungestraftheit zugesichert ist; falsch, deutet er an, zu welcher Höhe der Volkshaß, eine theilweise Ueberschwemmung, welche im Jahre 1793 eine allgemeine Ueberschwemmung wurde, bereits im Jahre 1750 gegen die Prinzen und gegen die Könige gestiegen war.

Da die wichtigen Ereignisse, welche wir erzählt haben, die Jahre 1750 bis 1756 umfassen, so wollen wir die wenigen besonderen Umstände hinzufügen, welche die Geschichte dieser sieben Jahre vervollständigen werden, während welcher außerdem der Krieg in Canada entstand, dem wir ein besonderes Kapitel widmen werden.

Einer dieser besonderen Umstände, der durch seine Originalität den Hof am Meisten ergötzte, war die unerwartete Verheirathung der Frau Herzogin von Boufflers mit dem Herrn Herzoge von Luxemburg.

Am 28. Juni befand sich Ludwig XV. in Bellevue bei Frau von Pompadour, als der Herzog von Luxemburg mit der Bitte zu ihm kam, den Ehevertrag mit seiner Unterschrift zu beehren, den er hatte aufsetzen lassen, und der die Bedingungen seiner Verheirathung mit der Frau Herzogin von Boufflers enthielt.

Seit drei Jahren Wittwe, war Frau von Boufflers

im Jahre 1734 am Hofe aufgetreten, sie war Palastdame gerade zu der Zeit, zu welcher Ludwig XV. die Königin vernachlässigte; liebenswürdig, reizend, voll Anmuth, nahm sie bald einen ausgezeichneten Rang in der ausschweifenden Gesellschaft von Choisy ein.

Herr von Tressan hatte durch ein Lied dieser bereits sehr ausgezeichneten Berühmtheit eine neue Berühmtheit hinzugefügt.

Das Lied des Herrn von Tressan fängt mit folgendem Verse an:

Quand Boufflers parut à la cour,
On crut voir la mère d'amour,
Chacun s'empressait de lui plaire,
Et chacun l'avait à son tour.

(Als die Boufflers am Hofe erschien, glaubte man die Mutter Amors zu sehen, Jedermann beeiferte sich, ihr zu gefallen, und Jedermann hatte sie nach seiner Reihe.)

Frau von Boufflers sang dieses Lied wie die Andern, nur sagte sie, als sie an den letzten Vers gelangt war:

—Meiner Treue! ich habe das Uebrige vergessen.

Sehen wir jetzt wie diese Verheirathung, die am folgenden Tage stattfinden sollte, beschlossen worden war:

Einige Tage vorher hatte Frau von Boufflers, des Wittwenlebens müde, das sie indessen weniger als irgend Jemand bemerken mußte, Herrn von Luxemburg besucht, der seit langer Zeit ihr Geliebter war.

—Herr Marschall, sagte sie beim Eintreten, es ist heute Nacht ein Gedanke in mir aufgestiegen.

—Welcher, Frau Herzogin?

—Der, daß Sie mich heirathen müßten.

—Wozu, in der Stellung, in welcher wir uns befinden, meine ich, daß wir so ziemlich verheirathet wären.

—Das ist wahr, es ist deshalb auch nicht deswegen, sondern um mich Frau Marschallin zu nennen, der Titel hat einen guten Klang und gefällt mir; außerdem, wenn Sie mir einen Titel mitbringen, so bringe ich Ihnen einen andern mit, wenn Sie mich zur Frau Marschallin machen, so mache ich Sie zum Kapitän der Garden.

—Ei, bei Gott! warum sagten Sie das nicht auf der Stelle, liebe Herzogin; auf wann der Ehevertrag?

—Ich werde heute Abend mit meinem Notar zu Ihnen kommen.

—Also auf heute Abend?

—Auf heute Abend.

Dieser Ehevertrag war es, den Ludwig XV. von Herrn von Luxemburg eingeladen ward zu unterzeichnen, und den er unterzeichnete.

Acht Tage nachher erhielt Herr von Luxemburg in der That die Stelle als Kapitän der Garden, welche durch den Tod des Marschalls von Harcourt erledigt war.

Am folgenden 1. November gründete der König einen militärischen Adel, der von Rechtswegen nicht allein für die erlangt war, welche in seinen Heeren zu dem Range von Generalofficieren gelangt wären, sondern auch von denen, welche ihm zum Mindesten in der Eigenschaft als Kapitän dienen würden, und von denen der Vater und

der Großvater in derselben Eigenschaft gedient hätten: Patre et avo militibus.

Das war ein glorreicher für dieses schimpfliche Recht bewilligter Ersatz, das der erste beste Republikaner hatte, den Adel für Geld zu erkaufen.

Am 10. December starb der Marschall von Sachsen in Chambord, das der König ihm geschenkt hatte; er hatte in die Armee eine neue Theorie eingeführt, welche auf dem kriegerischen Character der Nation beruhte; sie bestand darin, das Gelingen der Schlachten fast immer den Händen der Infanterie zu übergeben. „In den Händen der Franzosen, sagte der Marschall von Sachsen, ist das Gewehr nur der Stiel des Bajonnettes."

Da der König wegen der Religion, zu welcher sich der Herr Marschall von Sachsen bekannte, ihm nicht dasselbe Leichenbegängniß bewilligen konnte, das Herrn von Turenne bewilligt gewesen war, so befahl er, daß er in Straßburg begraben würde, und daß die Kosten des Transportes, des Begräbnisses und des Mausoleums von dem königlichen Schatze bestritten würden.

Pigale wurde mit der Ausführung des Monumentes für den Sieger von Fontenoy und von Raucoux beauftragt und führte es aus.

Der Marschall von Sachsen war im Alter von 54 Jahren gestorben.

Am 22. Januar 1751 gründete der König die Militärschule, in welcher fünf Hundert französische Edelleute unentgeltliche Wohnung, Nahrung und Erziehung finden sollten, indem der Vorzug denen bewilligt war, deren

Väter im Dienste des Königs gestorben wären oder noch in seinen Heeren dienten; das war die Vervollständigung der Idee der Invaliden, nur hatte Ludwig XIV. mit dem Ende angefangen.

Am 12. September wurde die Frau Dauphine von dem Herzoge von Burgund entbunden.

Bei Veranlassung dieser Geburt erließ der König vier Millionen von den Steuern, und die Stadt Paris verheirathete sechs Hundert Mädchen.

Dieses gegebene Beispiel wurde von Frau von Pompadour befolgt, welche mit einem Male alle mannbaren Mädchen ihrer Güter verheirathete, was ein Ganzes von mehr als sieben Hundert Verheirathungen gab, und als Herr von Montmartel, der Bewahrer des königlichen Schatzes, das sah, verheirathete er noch drei Hundert Andere.

Eben so machten es ihrerseits die Corporationen und die Gemeinden der Provinz, wie auch die Personen, welche dem Könige und der Frau von Pompadour den Hof machen wollten, so daß zwei Tausend Ehen die Frucht dieser glücklichen Entbindung der Frau Dauphine wurden.

Der Herr Präsident von Lévy, der Verfasser von dem historischen Tagebuche Ludwigs XVI., berechnete, daß diese zwei Tausend Ehen dem Staate in vierzehn Jahren fünfzehn Tausend Menschen eintrugen.

Man wird begreifen, daß auf Veranlassung der sechs Hundert Heirathen, welche von der Stadt Paris verheirathet und jede mit sechs Hundert Livres ausgestattet wurde, die Lieder nicht fehlten.

Wie gewöhnlich wollen wir davon eine Probe geben, man wird daraus sehen, daß es nicht Beranger ist, der den Refrain: „Es leben die Lumpen!" erfunden hat.

Deux cents écus sont les dotes
De ces tendrons
Y compris habits et cotes,
Et violons;
Sans pâtés de Périgueux:
Vivent les gueux!

Qu'il serait beau, ce me semble,
Voir en un jour,
Tant d'amants unis ensemble
Faire à l'amour
Un sacrifice joyeux;
Vivent les gueux!

Pour compléter cette fête
De l'Opéra,
Notre prévôt, bonne tête,
Régalera
Ce bataillon d'amoureux;
Vivent les gueux!

(Zwei Hundert Thaler sind die Mitgift dieser Sprößlinge, darin begriffen Kleider, Putz und Tanzmusik; ohne Pasteten von Perigueux: es leben die Lumpen! — Wie mir scheint wäre es schön, eines Tages so viele mit einander vereinte Liebende der Liebe ein fröhliches Opfer bringen zu sehen; es leben die

Lumpen! — Um dieses Opernfest vollständig zu machen wird unser Schultheiß, ein gutmüthiger Mensch, dieses Bataillon Verliebter regaliren; es leben die Lumpen!)

Am 4. Februar 1752 starb der Herzog von Orleans in Sanct Genovefa, wohin er sich seit einigen Jahren zurückgezogen hatte, nachdem er die schönsten Gemälde seiner Gallerie verbrannt, weil sie Nacktheiten vorstellten.

Am 29. Juni starb der berühmte Kardinal Alberoni in Rom. Er ist derselbe, den wir zur Zeit der Verschwörung Cellamares gekannt haben, und der Europa in Flammen setzte, um aus Spanien die Macht zu machen, welche es seit dem wurde; in der That, im Augenblicke dieses Todes besaß Spanien das Königreich der beiden Sicilien, das es überfallen hatte, und die Herzogthümer Parma und Piacenca, die es zurück forderte.

Am 28. Februar 1753 starb nun auch Frau von Maine.

Am 23. August 1754 wurde die Dauphine von einem Prinzen entbunden, der den Namen Herzog von Berry erhielt, und der späterhin König Ludwig XVI. sein wird.

Der Tod Montesquious, des Herrn von Lowendahl und des Prinzen von Dombes sind die wichtigen Ereignisse in dem übrigen Theile des Jahres 1755.

Das Jahr 1756, während dessen unter dem Schutze des Herrn Herzogs von Orleans sich in Frankreich die Impfung verbreitete, ist besonders durch die Ereignisse des Krieges in Canada ausgefüllt.

Während dieser sieben Jahre hat übrigens die Macht

der Frau von Pompadour, statt abzunehmen, nur zugenommen. Das kam daher, weil mit dieser Begierde nach Geld und nach Gütern, welche man der Favoritin vorwerfen kann, sich erhabene Eigenschaften vereinigten. Sie besaß jene großmüthigen und künstlerischen Gefühle, welche dem Könige gänzlich fehlten. Als der König England feiger Weise nachgab, indem er ihm die Verbannung des Prätendenten versprach; als er, dem Befehle des Kabinets von London gehorchend, den Prinzen Karl Eduard auf offener Straße verhaften und nach der Gränze von Frankreich führen ließ, wo er ankam, indem er an seinen Händen die Spuren von Stricken zeigte, mit denen man ihn gebunden hatte, widersetzte sie sich mit aller ihrer Gewalt dieser Verbannung und dieser Verhaftung. Sie setzte ihr Ansehen und ihr Vermögen in einem Kampfe auf das Spiel, in welchem sie ihren königlichen Geliebten nicht mit Wahrheiten verschonte. Dann endlich, als das Werk vollbracht war, wurde von ihr allein an dem ganzen Hofe das Wort laut ausgesprochen, welches Europa leise aussprach:

—Sire, es ist eine Feigheit.

Ebenso wie das Unglück, hatte die Kunst eine mächtige Stütze an ihr. Durch sie kam Voltaire an den Hof, erlangte eine Stelle als Kammerherr, die er für sechs Mal Hundert Tausend Livres verkaufte. Durch sie erhielt er sich an ihm trotz seiner unbesonnenen Streiche und seinen Vertraulichkeiten. Von Zeit zu Zeit war er genöthigt zu fliehen, sich bald bei Frau Du Châtelet, bald bei Frau von Maine zu verbergen, aber bei der ersten

Rückkehr des schönen Wetters, bei dem ersten königlichen Lächeln, das sich wie ein Sonnenstrahl zeigte, rief sie den Flüchtling zurück, der schüchtern zurückkehrte, einige Verse zu Gunsten des Königs machte, den er verabscheute und der Favoritin, die er verachtete, Semiramis gab, welches fiel, sich vor Catilina, welches glückte, sich nach Preußen flüchtete, und, immer begierig nach Ruhm oder vielmehr nach Aufsehen, d'Alembert sagen ließ, indem er auf ihn deutete:

—Seht diesen Mann, er hat für eine Million Ruhm, und er will noch für einen Sous.

Die Kunst war ein großes Hülfsmittel für sie, um ihre Gewalt über Ludwig XV. zu erhalten, der sich immer mehr langweilte.

Ludwig XV. war von der einzigen Krankheit befallen, gegen die es kein Heilmittel gibt, von der Entzauberung. Man sehe das von Vanloo gemalte Porträt Ludwigs XV. in Lebensgröße, es ist gerade aus der Zeit, zu welcher wir gelangt sind; der König gibt auf ihm einem Reste der entfliehenden Jugend noch die Hand, aber zu zwei Dritteln des reifen Alters gelangt, begann er das Alter zu erblicken, das ihn erwartete. Es ist noch jene, wo nicht breite, doch zum Mindesten edle und hohe Stirn; es sind noch jene blauen, unter ihren schwarzen Wimpern so klaren, unter ihren tadellosen Brauen so schön gespaltenen Augen; es ist jene Nase, an der man die Bourbonen erkennt; jener feine und geistreiche Mund, der aus dem Hause Savoyen abstammt; nun denn! man befrage diese Stirn, diese Augen, diesen Mund, man suche unter

den Bemühungen des Malers den Ausdruck, den er hat verschleiern wollen, und man wird den Ueberdruß an Allem finden. Es mangelt zu den Füßen dieses Porträts nur ein leerer Becher, um das Sinnbild der Entzauberung aus ihm zu machen.

Nun denn, man mußte diesen König um jeden Preis belustigen. Bellevue erhob sich bei weitem mehr für ihn, als für Frau von Pompadour, nach dem Programm eines Traumes. Schaffen Sie mir die Gärten der Alcine Ariosts, hatte Frau von Pompadour zu Boucher gesagt, und Boucher hatte sich an's Werk gemacht. Frau von Pompadour hat das Gold, den Marmor und den Porphyr geliefert; Lemoine hat Alles das zugehauen, und Lemoine und Boucher haben mit einander die Wohnung einer Fee geschaffen.

Als Ludwig XV. alle die Bemühungen sah, lächelte er daher, gab Frau von Pompadour das Tabouret, ließ sie sich neben die Königin setzen, ließ sie sich von den Prinzessinnen auf die Stirn küssen, sie, die Tochter der Geliebten des Pächters Tournehem, dieser Frau, der man folgende Grabschrift gemacht hat, als sie gestorben ist:

Ci-git qui sortit du fumier,
Et pour faire fortune entière,
Vendit son honneur au fermier
Et sa fille au propriétaire.

(Hier liegt die, welche aus dem Miste hervorging, und die, um gänzlich ihr Glück zu machen, ihre Ehre dem Pächter und ihre Tochter dem Grundherrn verkaufte.)

Sie, die Tochter des Poisson, der verurtheilt gewesen war, gehangen zu werden, und der eines Abends bei einem Abendessen von Finanzmännern, den Kopf vom Weine erhitzt, den Geist von Wahrheit überströmend, sich auf seinem Sessel zurückwarf, indem er sagte: Wissen Sie, was mich lachen läßt? Es ist, uns mit diesem Aufwande und dieser Pracht zu sehen, welche uns umgibt; ein Fremder, der hier einträte, würde uns für eine Versammlung von Prinzen halten, und Sie, Herr von Montmartel, Sie sind der Sohn eines Schenkwirthes; Sie, Herr von La Valette, der Sohn eines Essigbrauers; Du, Bouret, der Sohn eines Bedienten, und ich, meiner Treue, Jedermann weiß, wessen Sohn ich bin.

Ludwig XV. vergaß nicht für sie allein die Gesetze der Etikette, man mußte ihrem Bruder, den er zum Marquis von Vandière ernannt hatte, und den Herr von Maurepas den Marquis von Avant-hier (vorgestern) genannt, diesen Namen ändern, der zur Lächerlichkeit Veranlassung gab, und ihn zum Marquis von Marigny ernennen. Damit nun der liebenswürdige kleine Schwager gänzlich das Ansehen eines Marquis hätte, machte man ihn zum Sekretär des Ordens. Er erhielt ausnahmsweise ein blaues Band, das von den Proben entband. Zum Mindesten hatte sich auf ihn die Gunst nicht gänzlich verirrt. Er hatte sich mit Zeichnen, Geometrie und Architectur beschäftigt. Mit neunzehn Jahren hatte er die Oberaufsicht der Gebäude gehabt; nun denn! in dem Alter, in welchem ein anderer nur daran gedacht hätte, seine Gunst zu genießen, sah er ein, daß er sie verdienen müßte. Er ging mit Soufflot,

Cochin und Leblanc nach Italien, blieb daselbst zwei Jahre, und wenn er bei seiner Rückkunft kein Künstler ersten Ranges war, so war er zum Mindesten ein Kenner ersten Ranges. Man machte ihn im Augenblicke der Abreise zum Marquis von Marigny.

—Gut, sagte er, die Franzosen haben mich Marquis von Vorgestern genannt, die Italiener werden mich Marquis des Mariniers (der Seeleute) nennen, das ist natürlich, ich bin ein geborener Poisson (Fisch).

—Sire, sagte er zu dem Könige, ich vermag nicht zu begreifen, was mir begegnet, ich kann mein Taschentuch nicht fallen lassen, ohne daß sich zwanzig Ritter des heiligen Geistordens bücken, um es aufzuraffen.

Bei seiner Rückkehr aus Italien war er ganz Kunst; er ließ die Akademie der Baukunst bestätigen; er ist es, der die Schule der Baukunst von Rom gründete. Er wollte das Louvre beendigen, die Bibliothek, die Sammlung der Medaillen, das Museum, die Antiquen darin unterbringen; er wollte besonders die Künstler darin wohnen lassen, damit die Künstler einen Palast hätten.

Möge seine Schwester leben, und er wird alles das ausführen.

Einstweilen war er es, der die öffentliche Gemäldeausstellung in der großen Gallerie des Louvre gründete; er war es, der die große Sammlung der Rubens vereinigte; er war es, der mittels eines Jahrgehaltes von zehn Tausend Livres Picot das Geheimniß abkaufte, welches darin besteht, die Malerei, ohne sie zu verletzen, von einer Leinwand auf eine andere zu übertragen. Auf diese Weise

rettete er das Meisterstück Andrea del Sartos und den heiligen Michael von Raphael.

1789 hat den Bann über die Günstlinge und die Favoritinnen ausgesprochen, Gnade für den Marquis von Marigny.

Freilich machte seine Schwester während dieser Zeit minder ehrenvolle Stiftungen.

Die arme Frau hatte eingesehen, daß die von Frau von Maintenon als unmöglich betrachtete Sendung, das heißt einen nicht zu belustigenden Mann zu belustigen, wohl einige päpstliche Nachsicht verdiente.

Sie hatte dem zu Folge den Hirschpark erfunden.

Es war das erste Mal, daß eine Favoritin den Einfall gehabt hatte, ihrem Geliebten ein Serail zu geben.

Aber die kluge Herzogin hatte eingesehen, daß ihr königlicher Geliebter vor Allem ein Gewohnheitsmensch wäre, und daß die Abwechselung eine Zerstreuung sei, ohne eine Gefahr zu sein.

Was war nun aber der Hirschpark? Ein Harem von Bagdad oder von Samarcand, aus dem jede Sclavin verbannt war, nachdem sie die Ehre gehabt, das Lager des Herrn zu theilen. Die, welche nur ihre Ehre darin zurückgelassen hatten, empfingen den Preis dafür, man stattete sie aus, und mit Hülfe dieser Aussteuer verheirathete man sie in dem Bürgerstande oder unter den Pächtern; die, welche darin die Mutterschaft erlangt hatten, sahen ihre Kinder in dem geistlichen Stande oder in der Armee befördert.

Alle diese Sclavinnen eines Augenblickes kümmerten daher auch Frau von Pompadour wenig, wenn sie nur die Favoritsultanin oder zum Mindesten die Sheherazade war, welche durch ihren Verstand, durch ihre Kunst und durch ihre Erzählungen den Sultan während Tausend und Einer Nacht belustigen sollte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

Dumas, Alexandre,

Ludwig der Fünfzehnte Von Alexander Dumas. Aus dem Französischen übersetzt von W. L. Wesché

Bd.: 2

Leipzig 1850